XVI. Jahrg. Berlin, den 1. Februar 1908. Nr. 18.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Der Rembrandtdeutsche. Von Cornelius Gurlitt	139
Porto San Giorgio. Von Karl Federn	149
Psychologische Aesthetik. Von Paul Moos	155
Der siebente Ring. Von Friedrich Gundelfinger	164
Anzeigen. Von Fritz Werner und Paula Rösler	167
Neuliberalismus. Von Paul Weisengrün	171
Literaturgeschichte. Von Eugen Kalkschmidt	174
Bauernfang. Von Ladon	176

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei
9—4 Uhr.

Circus Busch am Bahnhof Börse
Täglich Abends 7½ Uhr.
Auf der Hallig Original Manege-Schaustück des Circus Busch.
Besonders hervorzuheben: Riesen-Illusions-Akt unter Wasser.
Kommissionsrat Gust. Stensbeck. Bros. Clarkonians aus Amerika. Familie Kremo. Miss Ella.

ZÜST
29/50 HP
Der Tourenwagen

Mädler's Patent-Koffer
unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche
Reise-Artikel und Lederwaren
Moritz Mädler

Leipzig	Berlin	Hamburg	Frankfurt a. M.
Petersstr. 8	Leipzigerstr. 101/2	Neuerwall 84	Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Februar 1908.

Der Rembrandtdeutsche.

Mein Freund Peter Jessen schrieb mir eines Tages (es war wohl im Jahre 1885 oder 1886), demnächst werde mich ein Archäologe besuchen, Dr. Julius Langbehn, der mit mir einige ihn beschäftigende literarische Dinge besprechen wolle. Ich solle mich von Mancherlei, was Andere von Langbehn abstoße, nicht irr machen lassen: ich werde bald finden, daß er ein Prachtkerl sei. Einige Zeit darauf trat in meine Junggesellenwohnung ein schlanker, hochgewachsener, blonder Mann ein, dessen Haltung in mir plötzlich die Erinnerung an Friedrich Hebbel weckte: sei es der holsteinische Dialekt, sei es der Blick im blauen Auge, sei es das breite Glanzlicht auf der Stirn. Mir fiel ein, wie meine Brüder und ich in der Jägerzeile in Wien hinter einem Mann herliefen, der, mit dem vorgebeugten Kopf leise nickend, seines Weges zog, keinen Menschen sah, um keinen Menschen sich kümmerte. Wir gingen behutsam hinter ihm her: der Vater hatte uns verboten, den Onkel Hebbel zu stören. „Er dichtet!" raunten wir einander zu. Plötzlich aber lief er schneller, wandte sich in eine Seitenstraße und schrieb Etwas in sein Taschenbuch. Nun war unser Augenblick gekommen. „G'n Morgen, Onkel Hebbel!" Und dann sah er uns mit einem so sonderbaren Blick an: aufmerksam und verwirrt zugleich. Er erkannte uns nicht gleich. Aber er kaufte uns wohl für ein paar Kreuzer geröstete Kastanien und entließ uns damit hochbeglückt: „Grüßt den Vater und meinen Pathen, den kleinen Fritz!"

Und so, mit einem halb unsicheren, halb prüfenden Blick, sah mich Dr. Langbehn an, als ich ihn in einem vielleicht etwas zu geschäftlich klingenden Ton fragte, womit ich ihm dienen könne. Ich suchte rasch über die Klippe hinwegzusegeln, die sich hier in unserer Verkehrsbahn zeigte, eingedenk Jessens Mahnung. Denn ich sah ja, daß es sich hier um einen Mann handelte, dem

THE GETTY CENTER
LIBRARY

das Leben nicht leicht gemacht worden war. Prächtige Zähne, schöne Hände, unverkennbar sorgfältige Körperpflege ohne die geringsten jener kleinen Mätzchen, durch die der Mensch sich zu verschönern denkt: kein hochgedrehter Schnurrbart und keine Locken. Aber die Aermel des schwarzen Rockes, den mein Gast trug, waren bestoßen, vielfach geflickt; man sah der ganzen Haltung an, daß hier vor mir ein (wie soll ichs deutsch nennen?) Gentleman saß, dem es nicht gut geht.

Wir fingen zu sprechen an. „Ich arbeite an einem Buch", sagte er mir, „zu dem ich noch viele Studien zu machen habe. Ich glaube, sie in Dresden bequemer durchführen zu können als in Berlin. Die Bibliotheken sind hier leichter zugänglich und weniger überfüllt. Ich lebe sehr einsam. Aber ich habe doch das Bedürfniß, manchmal mit Jemandem mich auszusprechen, mit ihm zu streiten, wenn Sie es lieber so nennen wollen. Jessen sagte mir, daß Sie vielleicht . . ."

„Ja . . . Vor Allem, lieber Doktor: worüber wollen Sie schreiben?"

„Ich muß Sie gleich mit Bitten belästigen. Nennen Sie mich Langbehn, nicht Doktor. Ich habe einen grundsätzlichen Abscheu gegen das Titelwesen und bedaure lebhaft, vor Jahren meinen Doktor gemacht zu haben. Und dann (nehmen Sie mirs nicht übel): wenn Sie mir gestatten wollen, öfter Sie zu besuchen, so bitte ich Sie, eine Bedingung anzunehmen, nämlich die, mich nie danach zu fragen und nie danach zu forschen, worüber ich schreiben will."

Er sah mich wieder mit den scheu tiefen blauen Hebbelaugen an.

Ich versprach, mich brav zu halten, nach seinen Wünschen. Die Bekanntschaft fing an, vielversprechend zu werden.

Das Gespräch ging also los. Mir kams ein Bischen vor, als sei ich zu einer Disputation im Stil des sechzehnten Jahrhunderts herausgefordert worden. Ein Donnerwetter gegen Mommsen zog auf; nicht gegen den Mann, sondern gegen seine Wissenschaft. Sichtlich war mir dabei die Rolle des Vertheidigers Mommsens zugedacht. Gab ich zu, dann verdoppelte sich die Heftigkeit des Angriffes bis zu einem Punkt, an dem ich nicht mehr mitkonnte. Im Kampf der Meinungen sagt man ja stets ein Wort zu viel. Nach zehn Minuten hatten wir einander so kräftige Grobheiten an den Kopf geworfen, daß es nöthig wurde, sich zwischendurch einmal wieder die Hand zu reichen. Eine schlanke, weiche und doch sehnige Hand lag in der meinen. Eine Hand, die Vertrauen erweckt.

Nun aber gings wieder los. Ich war damals noch ganz im Fahrwasser der liberalen Weltanschauung und hatte mich um deren Feinde herzlich wenig gekümmert. Was ich nicht an Arbeitkraft meinem Amt als Assistent am Kunstgewerbemuseum, meinen Bemühungen für das sächsische Kunstgewerbe

in Vereinen und in der Kunstgewerbehalle zuwenden mußte, Das galt meinem Buch über die Geschichte des Barockstils und dem Allgemeinen Deutschen Schulverein, dessen Landesverband Sachsen ich gegründet und zum stärksten in Deutschland gemacht hatte. Das waren Dinge, die Langbehn ziemlich werthlos fand. Er sagte mirs auch mit einer Ruhe, daß ich sehr bald ihm gegenüber die Rolle vertauscht sah: ich hatte mich als Gönner aufspielen wollen und wurde der Begönnerte.

Das Gespräch dauerte zwei Stunden. Längst war die Mittagszeit verpaßt, zu der ich bei meinen Eltern eintreffen sollte. Es mußte ein Ende gemacht werden.

„Darf ich wiederkommen?" fragte Langbehn.

Nun war es an mir, Bedingungen zu stellen. „Sie haben mir nicht versagt, mich nach Ihren äußeren Lebensverhältnissen zu fragen. Ihnen gehts schlecht. Kann ich ihnen helfen?"

Er sah mich lange an. „Womit wollen Sie mir helfen?"

Ich dachte an Hebbel und daran, daß mein Vater mit ihm lange Zeit aus einer Kasse gelebt hatte, ohne darüber sich Rechenschaft zu geben, wie viel Der und wie viel Jener hineinthue. Daß Geldfragen später eine Verstimmung zwischen Hebbel und meinem Vater herbeiführten, hat Dieser nie erzählt, nie angedeutet. Ich habe es erst aus Hebbels Tagebuch erfahren.

Nach einigem Hin und Her, bei dem ich wieder mehr der Bittende als der Gebende schien, war auch die Frage geregelt. Ich hatte mir ein paar Hundert Mark durch literarische Arbeiten erspart und hatte sie bei einem Bankier liegen. Es wurde ausgemacht, daß Langbehn sich dort allmonatlich einen bestimmten Betrag gegen Schuldschein abhole. Aber wie viel? Langbehn sagte, er habe einen Freund, der Redakteur einer Tageszeitung in (wenn ich nicht irre) Dortmund sei. Der nehme ihm von Zeit zu Zeit einen Artikel ab. Aber sicher sei das Einkommen nicht. Meist kehre das Manuskript als ungeeignet zurück. Also habe er eigentlich gar keine Einnahme. Vermögen natürlich auch nicht. Da war guter Rath theuer. „Also: wie viel brauchen Sie im Monat?" fragte ich nicht ohne einige Sorge.

„Fünfzig Mark."

„Wozu? Was wollen Sie mit fünfzig Mark monatlich machen?"

„Ich lebe ganz gut von fünfzig Mark monatlich. In Dresden habe ich mich schon eingerichtet!"

Wir wurden einig. Für Geldsachen habe ich stets ein schlechtes Gedächtniß gehabt. Wenn ich mich recht erinnere, betrug Langbehns Schuld an mich endlich vierhundertfünfzig Mark. Also dürften unsere Beziehungen neun Monate gedauert haben. Von dem Augenblick an, in dem wir handelseinig geworden waren, hat nie Einer von uns Beiden wieder ein Wort über die

Geldfrage gesprochen. Und wir sahen uns doch oft. Wöchentlich kam Langbehn etwa zweimal zu mir, Disputation zu halten über den Inhalt seines geheimnißvollen Buches.

Zu spät kam ich, sehr zum Aerger meiner Mutter, an den elterlichen Tisch; aber ich kam in gehobenster Stimmung. Mir war, als habe ich einen Schatz gehoben. Eine Frische ging von meinem neuen Freund aus, die mich in der tiefsten Tiefe zugleich erschütterte und erwärmte. Endlich ein ganzer Mensch, ein Mensch, der lebte, wie es ihm behagte, ein wirklich glücklicher Mensch, kein Asket, sondern Einer, der in sich so reich war, daß er auf Alles, was von außen kam, verzichten konnte, ohne zu verarmen. Ich war dem Mann herzlich dankbar, daß er mich in die Lage gebracht hatte, an mir ein gutes Werk zu thun. Denn ich war als der Beschenkte fortgegangen. Das empfand ich lebhaft und Das sagte mir Langbehn auch ganz ruhig: „Sie werden noch einmal stolz sein auf unsere heutige Besprechung!"

Er hat Recht behalten! Ich bin stolz darauf, den Mann auf den ersten Blick erkannt und mich seinen Eigenarten unterworfen zu haben.

Ich erzählte meinem Vater und meiner Mutter davon. Ich habe meinen Hebbel gefunden, rief ich ihnen jubelnd zu. Und es dauerte natürlich nicht lange, bis ich ihn ins Elternhaus mitbrachte. Dort bemächtigte sich seiner zunächst meine Mutter. Sie hatte bald herausbekommen, was er am Liebsten esse: Milchreis. So gabs denn, so oft er kam, Milchreis. Frauen haben eine Freude daran, wenns dem Gast schmeckt, wenn er reichlich zulangt. Aber meine Mutter konnte mit lachendem Staunen lernen, welche Mengen Milchreis ein Mensch essen könne. Langbehn war dort ein harmloser Plauderer und bei Allen beliebt. Nur Alles, was wie Dienstarbeit aussah, durfte man nicht von ihm fordern. Darum war er mit Absicht nicht „galant". Meiner Schwester zu helfen, wenn sie den Mantel überhing: dazu wäre er nicht zu bewegen gewesen. Er war gelegentlich für einige Tage Gast meiner Eltern in dem schlichten Jägerhaus zu Naundorf im Erzgebirge. Er kam sichtlich gern und saß manche Stunde mit meinem Vater zusammen im Gespräch über Kunst und Welt. Dies Gespräch dürfte freilich ein ziemlich einseitiger Monolog Langbehns gewesen sein. Denn meines Vaters Art stand nichts ferner als das Theoretisiren. Er hatte als Künstler genug unter der Aesthetik zu leiden gehabt, die nicht verstand, was er wollte, und von der er nicht verstand, was sie wollte. Und da kam es denn bald zu Klagen meines Vaters: „Langbehn kann nicht sehen. Er will Alles im Einzelnen ergründen. Er sieht nicht das Ganze, sondern nur Einzelheiten. Ich habe ihn neulich im Streit einen Trichinenbeschauer genannt und glaube, daß ihn Das geärgert hat, wie man sich meist über ein Wort nur dann ärgert, wenn es zutreffend ist!" Aber solche Zwischenfälle störten die Freundschaft nicht auf die Dauer. Langbehn verkehrte noch gern und oft bei

meinen Eltern, als wir uns nicht mehr sahen. Sein Hauptwunsch war, daß kein Anderer zugeladen werde. Kam zufällig ein Gast, so ging er still und unauffällig seiner Wege.

Unsere Disputationen dauerten fort. Was brachte Langbehn Alles vor: Politik und Kulturfragen, Wissenschaft und Dichtung, Glaubensfragen und Rassenfragen. Ueberall war er mir an Wissen überlegen, überall war er voll von mir neuen Anschauungen; ich war schließlich nicht viel mehr als das Karnickel, an dem er den Versuch machte, wie seine Ansichten auf Andere wirkten, wie sich diese Anderen ihrer Haut gegen solche Ansichten zu wehren suchten. Ich bin nie ein guter Dialektiker gewesen (am Wenigsten im Gespräch); hier, einer haarscharfen, kalten und doch von feuriger Hand geschwungenen Klinge gegenüber, war ich meist machtlos. Doch unterlag ich nicht immer. Dann war das Ende des Gespräches, daß Langbehn mir sagte, ich würde anders denken, wenn ich die letzte Tendenz seines Buches kennte.

Ich fragte „auftraggemäß", wie es im Dienststil heißt, Langbehn nie nach dieser Tendenz. Aber ich fragte mich selbst um so lebhafter. Welches Thema kann das sein, in dem all die vielen Fragen behandelt wurden, die wir schon durchgesprochen hatten? Ist ein Buch möglich, das all diese Dinge in sich faßt? Oft gehörte die größte Selbstüberwindung dazu, dem Freunde nicht zuzurufen: Wozu die Geheimthuerei? Heraus mit Deinem Flederwisch!

Die Frage nach den Sorgen der Zukunft stand mir offen. Konnte man Langbehns Verhältnisse nicht verbessern? Er selbst klagte nie. Aber einer der Diener des Kunstgewerbemuseums, den ich einmal mit ein paar Büchern zu ihm geschickt hatte, erzählte mir von ihm. Ihn zu besuchen, hatte er mir verboten.

Langbehn wohnte in Neugruna, dem damals noch ganz ländlichen Vorort von Dresden. Der Diener berichtete, er habe mit zwei oder drei Handwerksgesellen zusammen ein Zimmer. Diese seien seine intimen Freunde. Er erzählte mir oft, daß er mit einfachen Leuten lieber verkehre als mit Gelehrten. Jeder andere Stand biete ihm mehr als dieser. Dort finde er Verstand, hier nur Wissen. Mit seinen Zimmergenossen hatte Langbehn sich so eingerichtet, daß er morgens zuerst aufstand, ihnen die Stiefel wichste, die Kleider reinigte, Kaffee kochte. Dafür rückten sie vor dem Fortgehen die Betten zusammen und den Schreibtisch ans Fenster. Und dann störte Niemand den Arbeitenden, bis in den Werkstätten Feierabend geworden war.

Konnte man nicht ein Amt für Langbehn finden? Er sagte mir oft, er könne sehr gut rechnen und wäre gern bereit, diese Kunst zu verwerthen. Sein Vorbild sei Hamann, der „Magus aus Norden". Der sei Packhofsverwalter in Königsberg gewesen; ein Amt, das ihm die glücklichste Muße gelassen habe, weil es eben an den Verstand die geringsten Anforderungen stellte. Daß in einem sächsischen Packhof ein Dr. phil. mit der Zusicherung

angestellt werde, man wolle und werde ihm die selbe Muße gewähren: Das war nicht zu hoffen. Vielleicht war Aehnliches in einer Bank möglich. Ich ging zu Arnstädt, dem Direktor der damals aufblühenden Dresdener Bank, und bat den stets zur Hilfe bereiten Freund, Etwas in der Sache zu thun, nämlich Langbehn etwa den Vormittag rechnen zu lassen, den Nachmittag aber frei zu geben. Aber er sagte, es sei unmöglich; auch hoffnunglos, andere Banken zu befragen. Keine werde jemals auf solche Bedingungen eingehen. Ich versuchte es doch und gab eine Gesellschaft, und zwar, da es in meiner Junggesellenwohnung nicht möglich war, im „Englischen Garten". Ich erinnere mich noch der etwas verdutzten Gesichter meiner Freunde, als sie sich beisammen sahen: einige Künstler, Schriftsteller, sonst meist Bankiers, dazu mein Vater und Langbehn. Mein Vater mit dem Auftrag, zu helfen, daß Langbehn an die Bankleute herankomme.

Es half aber nicht! Der Erste, der fortging, war mein schweigsamer Schützling. Später sagte er mir sehr deutlich, daß er sich nach ähnlichen Gesellschaften nicht sehne. Von den Bankiers nahm mich aber einer nach dem anderen im Vertrauen am Knopfloch und fragte mich, jeder in seiner Weise, warum ich sie eigentlich eingeladen habe. „Es war ja sehr nett; aber wir erwarten von unserer Freundschaft mit Ihnen etwas Anderes als Soupers!" Wenn ich ihnen die Sache erklärte, dann riefen sie wohl: „Der blonde junge Mann? Ja, ich erinnere mich. Verzeihen Sie: um Den habe ich mich leider gar nicht gekümmert!" Nur Reinhold Becker, der Komponist, sagte mir: „Feine Nummer! Feine Nummer! Aber nicht bei Soupers zu genießen!"

Ich ging zu Karl Woermann, dem Direktor der Gemäldegalerie, und zu Woldemar von Seidlitz, dem Dezernenten in der Generaldirektion der Museen. Es war keine Stelle offen. Ich besprach die Sache mit Langbehn. „Die Bilder abstauben kann ich so gut wie ein Anderer", sagte er. „Ich will gar nicht wissenschaftlicher Beamter sein; das gelehrte Beschnüffeln der Bilder ist mir verhaßt."

Wir erwogen, ob man Langbehn anbieten könne, als Sammlungdiener angestellt zu werden. Er hatte nichts dagegen. Die Dienstzeit ist kurz, man forderte keine gelehrte Thätigkeit von ihm. Nur das Tragen der Dienstkleidung schlug er rundweg ab. „Für alles Uniformirte bin ich unmöglich!" Wir mußten die Sache fallen lassen.

Eines Tages brachte mir Langbehn ein Bild, sein Portrait, ganze Figur, etwa halbe Lebensgröße: eine wundervolle Arbeit von Leibl. Ich habe von seinem Verhältniß zu Leibl nie etwas Näheres gehört. Auch über seine Vergangenheit wahrte er tiefstes Schweigen. Er sagte nur, daß Leibl ihm das Bild geschenkt habe. Ich gab mir Mühe, für das Bild einen Käufer zu finden. Aber als ein Kommerzienrath sich gefunden hatte und eine Summe bot, die

für das Bild wohl gering, für Langbehns Verhältnisse aber recht ansehnlich war, erklärte er, sich von dem Bilde nicht trennen zu können. Ich vergesse den Blick nicht, mit dem er mich dabei ansah: „Leihst Du mir auch freudig die fünfzig Mark?" So fragte der Blick mit stolzer Sorge. „Oder bangst Du um Dein Geld?"

„Dem Manne ist nicht zu helfen!" lautete das allgemeine Urtheil, so weit es sich überhaupt um den Sonderling kümmerte. Ich aber gab meine Bemühungen auf, da ich merkte, daß sie ihn argwöhnisch machten. Es war nicht mehr die Rede davon. Die Disputationen aber gingen weiter.

Wieder eines Tages brachte mir Langbehn ein Geschenk. Das heißt: er legte ein großes Blatt Papier, von dem ich nicht wußte, was es bedeute, auf den Tisch und ließ es beim Fortgehen liegen. Jetzt erst sah ich mir das Blatt an. Es war eine leicht gefärbte Handzeichnung von Hans Thoma: oben ein paar in Wolken fliegende Engel, unten eine Wiese und in ihr Schmetterlinge und Grashupfer. Dazwischen von Langbehn geschrieben die Verse:

Im Grase.

Tausend lispelnde Geschwister
Stehen um mich her und küssen
Mir mit leisem Hauch die Wangen,
Flüstern liebliche Gedichte
Mir in Herz und Aug und Ohren.

Und ich sende ihnen Blicke
Und ich sende ihnen Worte
Und ich sende auch Gefühle
Ihnen nach in alle Weiten,
Ihnen nach in alle Nähe.

Grüßet mir die Welt, die schöne;
Grüßet mir den hohen Himmel
Und die Erdenkinder alle
Und die Engel dort im Blauen;
Grüßet Gott, den Allerhöchsten!

Langbehn kannte und schätzte Thoma. Ich hatte diesen Maler kurz vorher kennen gelernt, als mein Bruder, der Kunsthändler Fritz Gurlitt in Berlin, eine Thoma-Ausstellung veranstaltet hatte, einen der glänzendsten unter den vielen Mißerfolgen seines Lebens. Ich trat Thoma bei dieser Gelegenheit persönlich näher. Es hat ihn wohl gefreut, einer ehrlichen Bewunderung zu begegnen. Das gebildete Berlin aber war empört über die Zumuthung, solche Bilder sehen zu müssen. Vier Jahre später, 1890, wurde der Vielgehöhnte auf der münchener Kunstausstellung „entdeckt"; im Jahr darauf entdeckte ihn auch Thode, seitdem sein begeisterter Interpret.

In den Zimmern von Kunstkritikern hängen oft sehr gute Bilder. Ich bin aber stolz darauf, daß kein einziges Kunstwerk während kritischer Thätigkeit in meinen Besitz kam. Nur dieses erhielt ich in einer Zeit, in der ich nur selten und herzlich unbemerkt ein paar kritische Notizen schrieb. Es ist mir ein theures Andenken an zwei damals Einsame. Wie aber die Beiden zusammengekommen sind, habe ich nie erfahren.

Ich erinnere mich nur, daß Langbehn mir einmal erzählte, ein Aufsatz von ihm sei gedruckt worden; in der Zeitung des von ihm früher erwähnten Freundes. Er ist verarbeitet in dem Absatz „Kunstgewerbe" im vierten Theil des Buches „Rembrandt als Erzieher". Man lese dort nach. Damals erklärten meine Kollegen am Kunstgewerbemuseum, denen ich den Aufsatz zu lesen gab, Das sei verrücktes Zeug. Heute verkünden die Fachzeitschriften genau das Selbe als jüngste Weisheit. Heute ist Das, was damals als „gesuchte Paradoxe" verhöhnt wurde, eine Alltagslehre. Wer Kunstgewerbe noch so treibt, wie wir es damals trieben, gilt nun als verrückt.

Das Beispiel ist nicht übel. Gern ließe ich die Worte folgen, die etwa 1886 geschrieben sein müssen. Seite 183 von „Wer ist zur Kunstpflege berufen" bis Seite 186 „Wagner ein Progone". Nochmals sei gesagt: Das ist im Jahre 1885 oder 1886 geschrieben, also in der Zeit der vollsten Blüthe des Renaissancestiles, in der ringsum noch kein Lüftchen die gewaltige, nach der „Väter Werk" hinfluthende Strömung durchkreuzte. Mit dem „Durchschnittsprofessor", den Langbehn am Anfang der Ausführung schildert, ist mein damaliger Vorgesetzter, der Museumsdirektor Professor Karl Graff, gemeint, gegen den Langbehn einen eben so unberechtigten wie heftigen Widerwillen hatte; der „Ausnahmeprofessor" zu sein, darf ich mich rühmen. Mir fehlte nach Langbehn der natürliche Sinn; dafür hatte ich Burschikosität und Trivialität.

Ich erzähle Das, um den Ton unserer Disputationen klar zu machen. Ich habe im Leben nie ein kräftiges Wort gescheut. Ich meine, solches Wort wirke wie ein reinigendes Gewitter. Ich mag nicht errathen sollen, was ein Anderer meint: er soll mirs sagen. Ich sage es ihm ja auch. Passen wir nicht zusammen, so wollen wir uns trennen. Vielleicht war ich in der „Burschikosität" des Ausdruckes Langbehn „über". Aber wie der Aufsatz zeigt, genirte er sich auch nicht, mir den Kopf mit Druckerschwärze zu waschen.

Das ging so lange, wie es ging. Eines Tages wurde mir die Heimlichkeit Langbehns zu viel. Ich polterte mit meinen innersten Gedanken heraus, als er mich wieder mit dem Hinweis auf den letzten Inhalt seines Buches widerlegen wollte. „Das Buch müßte ich erst sehen", rief ich ihm zu. „Solches Buch giebt es nicht und kann es nicht geben. Sie bilden sich nur ein, ein Buch zu schreiben!" Und so weiter.

Langbehn gab mir still die Hand und ging. Wir hatten uns schon oft

ernstlich gezankt und er war immer wiedergekommen; er immer zu mir, da er mir ja verboten hatte, daß ich zu ihm komme. Nun kam er nicht wieder. Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe. Er kam zu meinen Eltern, vermied aber, mich dort zu treffen. Ich ließ ihn gewähren. Mein Bankier schrieb mir nach dem nächsten Ersten des Monats, daß diesmal die Monatsrate nicht abgehoben worden sei.

Und ich war wirklich zweifelnd geworden, ob Langbehn eine fest umschlossene Arbeit vor sich habe, ob es ihm gelingen werde oder zum Theil schon gelungen sei, die hundert und tausend Gedanken, die wir durchgesprochen hatten, zu einem Ganzen zusammenzubringen; ob er nicht nur in der Hoffnung lebe, daß ihm Dies irgendwie gelingen werde; ob er nicht selbst an sich die größte Enttäuschung erleben müsse.

Jahre vergingen. Ich hatte meine Stellung am Kunstgewerbemuseum aufgegeben, lebte in Charlottenburg, schrieb Kritiken für die „Gegenwart" und arbeitete an meinen kunstwissenschaftlichen Büchern. Eines Tages, im Januar 1890, kam ein Freund zu mir, einer der wenigen, die Langbehn kannten. Wir sprachen über ihn und ich machte mir vor dem Freunde die bittersten Vorwürfe, daß ich den Weltfremden verlassen habe. Was war aus ihm geworden? Arbeitete er noch an dem Phantom, an dem Buch, das ich doch gesehen haben müßte, wenn es erschienen wäre? War er zu Grunde gegangen? Sollte ich nach ihm suchen?

Mein Freund verließ mich. Um mich von einer unbehaglichen Stimmung zu erholen, griff ich nach einem Buch, das ich mir wenige Stunden vorher aus einem Schaufenster heraus gekauft hatte. Mich lockte der sonderbare Titel: „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen." Als ich zwanzig Zeilen gelesen hatte, wußte ich, woran ich war: Da ists, das Buch, das ich so lange erwartete! Mein Vertrauen war gerechtfertigt. Mein Mißtrauen war beschämt.

Nun brach in der Oeffentlichkeit ein Sturm los. Wer ist der Rembrandtdeutsche? So klang es von allen Seiten. Auflage folgte auf Auflage. Wer ist der Mann, der so Unerhörtes zu sagen wagt? Einige ganz Kluge erkannten am Stil den Verfasser: Paul de Lagarde ists, der göttinger Professor. Ich mußte zu meiner Schande gestehen, noch nie ein Wort von Lagarde gelesen zu haben. Wohl war im März 1886 die erste Gesammtausgabe seiner „Deutschen Schriften" erschienen, aber ich hatte nichts von dieser Sammlung alter, seit 1853 veröffentlicher Zeitungaufsätze gehört. Andere, auch Nietzsche, wurden genannt; dann der dresdener Sammler und Kunstfreund Martin Schubart. Aber stets folgte von der Verlagsbuchhandlung die Erklärung, daß der

Genannte nicht der Verfasser sei. Eine Zeitung brachte die Notiz, er heiße Langbein. Langbehn ließ antworten, der Verfasser heiße nicht so.

Ich schrieb eine Kritik des Buches, in der ich andeutete, daß ich den Autor kenne. Langbehn ließ sofort erwidern; wenn ich mich recht erinnere, mit der Warnung, alte Beziehungen nicht zur Durchkreuzung seiner Anonymität zu benutzen.

Alte Beziehungen! Kurz nach dem Erscheinen der zweiten Auflage des Buches erhielt ich von Langbehn eine Postanweisung, durch die seine Schuld beglichen wurde. Die Künste im Rechnen, deren er sich gerühmt hatte, benutzte er dazu, genau auf Tag und Pfennig die Zinsen zu berechnen. Fünf Prozent! Das that mir weh. Ich habe es um ihn nicht verdient, daß er meine gern gebotene Beihilfe zur guten Geldanlage gemacht hat. Nun hatte ich keine Lust mehr, ihn aufzusuchen.

Aber als ich eines Tages in Leipzig war, sprach ich bei seinen Verlegern vor, den Brüdern Hirschfeld (Firma C. L. Hirschfeld). Sie empfingen mich mit dem Zuruf: „Aha, Sie wollen wissen, wer der Rembrandtdeutsche ist!" Ich sagte, ich wolle Das nicht wissen, aber ich wolle ihnen ein paar Anekdoten von einem mir Bekannten erzählen. Und als ich kaum angefangen hatte, erhellte sich der Blick der beiden Geschäftsmänner. Ich erinnere mich noch der Situation. Sie saßen zu meinen beiden Seiten und klopften mir auf die Schultern unter lautem Lachen: „Wir sagen nichts, wir dürfen nichts sagen! Aber Sie kennen den Mann! Sie kennen den Mann! Wissen Sie, was er zu uns gesagt hat? Na, Sie kennen ihn ja; er hatte, weiß Gott, nicht viel zu beißen. Er sagte, er lasse das Buch nur dann bei uns erscheinen, wenn wir den Ladenpreis auf zwei Mark ansetzten. Zwanzig Druckbogen für zwei Mark! Wir machten ihn gleich auf Eins aufmerksam: Da können wir Ihnen kein Honorar zahlen. Und wissen Sie, was er da antwortete? Sie glauben es nicht! Der Mann ist ja verrückt. Er sagte ganz ruhig: Geld ist Dreck! Geld ist Dreck! . . . Haben Sie schon einmal so 'was gehört?"

Darüber sind nun zwanzig Jahre und mehr ins Land gegangen. Ich habe oft Den und Jenen, von dem ich Nachricht zu erhalten hoffte, nach Langbehn gefragt. Auch der Verleger weiß nichts von ihm. Er soll vor zehn, zwölf Jahren in Berlin gesehen worden sein. Er hat an der spanisch-französischen Grenze gelebt. Er war einmal in Würzburg. Keiner hat mir sichere Kunde geben können. Man erzählte mir, die Nachricht von seinem Tode sei durch die Presse gegangen.

Wer weiß Etwas von ihm?

Dresden. Cornelius Gurlitt.

Porto San Giorgio.

Ich war in den letzten Maitagen von Venedig aufgebrochen und auf dem Rad über Padua und Ferrara durch die fruchtbarste, üppigste Landschaft südwärts gefahren. Meine Reise galt diesmal nicht dem Land allein. Ich hatte, so lange ich an meinem Buch über den Prozeß gegen Linda Murri arbeitete, jede Berührung mit der Familie Murri vermieden; als das Buch erschien, ergab sich ein Briefwechsel von selbst und meinem Wunsch, die Menschen persönlich kennen zu lernen, deren Geschichte, deren Seelen ich hatte erforschen müssen, kam der ihre entgegen.

So war ich nach Bologna gekommen und hatte, von einem der betheiligten Advokaten geführt, noch einmal die Stätten gesehen, die in dem furchtbaren Prozeß so oft erwähnt worden waren. In höchster Erregung war ich vor die Porta Santo Stefano hinausgefahren, um zum ersten Mal dem Mann gegenüber zu stehen, dessen Schicksale mich so lange beschäftigt hatten. Das Haus des Professors Murri liegt außerhalb der Stadt, die er seit Jahren nicht mehr betrat, da sie ihm verhaßt geworden, die Stadt, die ihm kurz vorher zugejubelt, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt und wenige Monate später, als die Schatten über sein Haus fielen, sich treulos und muthlos von ihm abgewandt hatte. Fast ohne Ausnahme; bis auf wenige Freunde und seine Schüler, die Studenten seiner Klinik, die dem geliebten Lehrer in unveränderter Treue ergeben blieben. Ich werde diese Begegnung nie vergessen. Hochgewachsen selbst für einen Nordländer, auffallend groß für einen Italiener, um den mächtigen Kopf nur noch einen Kranz von weißen Haaren, mit weißem buschigen Schnurrbart, ungebrochen und ungebeugt: auf den ersten Blick könnte der Professor den Eindruck eines Generals, eines hohen Beamten machen. Aber die Stirn, das Auge, der Mund verrathen den Denker und Gelehrten. Ein Lächeln von unwiderstehlicher Freundlichkeit, eine verschleierte Männerstimme von unendlichem Wohlklang: vielleicht liegt in ihnen der persönliche Zauber, den selbst die Gegner Augusto Murri zugestehen. Solche Begegnung nach solchen Schicksalen ist nicht zu schildern. In tiefster Erschütterung und mit dem quälenden Gedanken, daß die Menschen zu allen Zeiten immer wieder Die verkennen und verfolgen, die sie am Meisten ehren sollten, verließ ich sein Haus.

Dann war ich am nächsten Tag weiter gefahren, durch Imola und Forli, über die mächtige Brücke und an dem finsteren Kastell von Cesena vorüber nach Rimini; der unerträglichen Hitze wegen meist in den hellen Mondnächten, während die Felder zu beiden Seiten der weißen Straße von Glühwürmern buchstäblich sprühten, wie ein Meer, das sich lautlos funkelnd bewegte, und fern im Süden, ein bläulicher, durchsichtiger Streif, die Hügel und Kämme des Apennins sich hinzogen. Und von Rimini war ich weiter südwärts gefahren,

zwei Tagereisen, durch Pesaro, Ankona, Loreto, fast immer dem Adriatischen Meer dicht entlang; in so stillen weißen Nächten, daß ich die Stimmen der Fischer in den Barken weit draußen deutlich über das Wasser hören konnte.

Und eines Abends war ich angekommen. Während ich mich Porto San Giorgio näherte und als ich aus dem Städtchen hinaus dem Hügel mit dem einfachen Landhaus zufuhr, wo Linda Murri die Zeit ihres Bannes verbringt, hatte ich mich bebend gefragt: Wie werde ich dieser Frau gegenüber treten? Welches äußerste Zartgefühl kann ihr die Begegnung mit dem Fremden, der fast wider Willen ihre letzten Geheimnisse durchforschen mußte, erträglich machen? . . . Aber schon war ich in den Garten eingefahren und schon grüßten mich zwei helle Kinderstimmen mit einem erfreuten „Buona Sera!“ Und dann sah ich im ungewissen Licht ein blasses, erschrockenes Mädchen stehen. Das war der Eindruck; und genau eben so hat Frau Gina Ferrero, die Tochter Cesares Lombroso, ihren Eindruck geschildert, als sie die Gräfin zum ersten Mal im Kerker von Turin besucht hatte. Ein blasses kleines Mädchen, dem das Leben wehthut und dessen Augen erschrocken fragen, ob wieder Einer vor ihr stehe, der sich über sie zu richten anmaßt. Ich bin mit dem Gefühl der Ehrfurcht vor so viel Leid eingetreten; und in dem stillen Haus auf dem Hügel, mit den einfachen weißen Zimmern, an dem Tisch, an dem eine blasse Mutter zwischen zwei überzärtlichen, seligen Kindern saß, habe ich mich staunend gefragt: Kann dieses das Haus sein, in dessen Winkeln das Gespenst solcher Vergangenheit lauert? Stehe ich wirklich vor der Frau, die all das Unerhörte gelitten, die vier Jahre krank im Kerker verbracht hat?

Und dieser ritterliche kleine Knabe, der die Mutter von Zeit zu Zeit mit geneigtem Kopf liebevoll ansieht, der ängstlich achtet, ob beim Erzählen keine Thräne in ihr Auge tritt, und dessen Gesicht einen wahrhaft erschreckenden Ausdruck annimmt, wenn er von den fünf Männern spricht, die seinen Namen gestohlen, um die Mutter niederzuhetzen: ist dieser Knabe wirklich Ninetto Bonmartini, dessen liebreiche Kindertreue mich so ergriff, als ich den Prozeß zuerst studirte? In einem Alter, in dem andere Kinder ihre Mutter vergessen, wenn sie sie wenige Wochen nicht sehen, von ihr getrennt, war er ihr durch vier Jahre unerschütterlich treu geblieben, hatte oft jede Nahrung verweigert, wenn man ihn nicht zur Mutter brächte, hatte den Grafen Mainardi, seinen Vormund, in weinender Umarmung beschworen, er möge ihm doch die Wahrheit gestehen: die Mutter sei nicht krank, sondern tot.

Seine Angst wäre fast Wahrheit geworden. Im Licht zeigt das Antlitz der Gräfin die Spuren der vergangenen Leiden. Sie kann höchstens eine Viertelstunde gehen und muß den ganzen Tag im Halbdunkel verbringen. Die barbarische Behandlung in der Untersuchunghaft hat ihre Gesundheit für immer erschüttert. Obgleich alle Aerzte eine schwere Nephritis konstatirten und nichts

in solcher Krankheit gefährlicher ist als Kälte, ließ sie der fromme Richter Stanzani im Winter ohne Feuer; er verbot, daß ihr ein Pelz oder auch nur eine Jacke vom Haus gebracht werde; er erlaubte nicht, daß sie eine wärmere Bettdecke bekomme; bis im April die Aerzte unmittelbare Todesgefahr feststellten. Heimlich brachten die Nonnen der armen Frau manchmal einen am Sparherd gewärmten Ziegelstein, den sie auf ihre Knie legte, um sich ein Wenig zu erwärmen. Und eben so schien sie nach dem Urtheil des Obersten Gerichtshofes verloren: zwei Monate lang konnte sie keine Nahrung zu sich nehmen und mußte durch Injektionen künstlich ernährt werden, bis die „Begnadigung" sie rettete und nach Porto San Giorgio verbannte, das zwar im Sommer ein Paradies, im Winter aber für ihre Gesundheit verderblich ist, weil es am Meer liegt, der Bora ausgesetzt ist und auch das nur für den Sommer erbaute Haus keinen wirklichen Schutz gegen Wind und Kälte gewährt.

Das Haus liegt einsam auf einem Hügel außerhalb des Ortes, zwischen Feldern und Weingärten, zwischen Oel- und Feigenbäumen. Von den Fenstern sieht man ein Stück des tiefblauen Meeres, an dessen Strand zwischen Pappeln und Cypressen die alte graue Kirche Santa Maria a Mare steht. Es ist die schwermüthige Landschaft Leopardis, der wenige Meilen von hier zu Haus war; nur das Meer regt den Gedanken einer fernen Freiheit an. Die Hügel ziehen sich dem Gebirge zu; nur eine Meile entfernt, steigen hoch am Horizont die Kathedrale und die Thürme der uralten Stadt Fermo auf, rechts auf einem Hügel die Mauern und Häuser von Torre di Palma und weit hinten ragt die mächtige, abends durchsichtig leuchtende Wand des Gran Sasso d'Italia.

Hier, im alten Kirchenstaat, sind die Murri seit Generationen zu Haus. Das Land rings um die Villa gehört dem Professor; kein Neugieriger oder Boshafter kann hier eindringen. Hier lebt die verurtheilte Frau, vergöttert von ihren Kindern, von den Bauern, fast von der ganzen Bevölkerung.

Wenn man von den am Prozeß direkt betheiligten Personen absieht, dürfte ich wohl der Einzige sein, der die schauerliche Komoedie in ihren Details und die Wirklichkeiten, aus denen sie geschaffen wurde, kennt. Alle Anderen kennen nur Klatsch oder ungenaue, entstellende Berichte. Es hat mich mehr als anderthalb Jahre gekostet, ehe ich mich durch den Wust von Geschwätz und Lügen, die die Akten des Prozesses Murri ausfüllen, durchgearbeitet hatte. Aber eine Ahnung davon dämmert allen rechtschaffenen Leuten auf, die Linda Murri oder ihrem Vater persönlich nah kommen. Ich habe ernste Männer von Namen und Bedeutung in tiefster Bewegung vor sie treten sehen; und zu Hunderten häufen sich huldigende Briefe aus allen Theilen der Erde in ihrer Truhe. Eine seltsame Erscheinung! Hier lebt eine Frau, die als „Mörderin" verurtheilt und begnadigt worden, der alle Schändlichkeiten der Erde angedichtet worden sind: und ihr Haus kann die Besucher nicht fassen.

Ich sah Bürgermeister, Beamte, Lehrer, Richter, Schriftsteller, Künstler, Abgeordnete. Und sie kommen nicht aus Neugier (es ist nicht leicht, in der Casa Murri empfangen zu werden); eine stille, scheue, traurige Theilnahme bringt Jeder mit und die Heiterste ist oft die blasse, kranke Frau, über deren Lippen nie eine Klage kommt und die sich zur Aufgabe gemacht hat, ihren Kindern nicht die Jugendjahre durch ein weinerliches und unfrohes Gebahren zu verdüstern. Das Selbe fühlten die Bauern der Gegend, die Bewohner des Städtchens: ich möchte Keinem rathen, in Gegenwart der Leute von Porto San Giorgio von der „Signora Linda" schlecht zu sprechen. Schon Mancher hat schlimme Erfahrungen dabei gemacht.

Eine unvergeßliche Szene spielte sich während meiner Anwesenheit ab. Das war, als die Kinder von Terni kamen; die Kinder der ausgesperrten Arbeiter, die, als die Noth zu groß ward, ringsum in Kost gegeben wurden. Linda hatte ihrer vier zu übernehmen gewünscht. Darüber großer Skandal in allen frommen Zeitungen. Die Gräfin sagte nur: „Wenn die Leute so empört sind, mögen sie doch die Kinder selbst zu sich nehmen; dann brauche ich es nicht zu thun!" Und sie empfing sie mit der ganzen Mütterlichkeit ihres Wesens; Tage lang wurde im Haus genäht und geschneidert, um die armen Dinger mit dem Nöthigsten auszustatten. Ninetto und Maria waren zur Bahn gefahren, die Gäste abzuholen. Elf Kinder waren nach Porto San Giorgio gekommen; sie hatten die Reise auf Kosten der Regirung gemacht; nicht nur die sozialistischen und andere Vereine waren mit Fahnen, Musik und Blumen erschienen: auch die Behörden kamen, an tausend Menschen waren versammelt und der Bürgermeister hielt eine Rede. Jenseits von aller Parteiung wurde das Mitleid mit den Kindern zur Schau getragen. Aber als der Bürgermeister seine Rede beendet hatte, erhob sich von selbst ein Ruf, den Niemand erwartet haben mochte: „Evviva la Murri" tönte es wieder und immer wieder und alle Anwesenden weinten bitterlich. Davon haben die italienischen Zeitungen nichts gemeldet.

Man weiß nicht, ob man es mehr als rührend oder mehr als lächerlich und empörend empfindet, diese Frau, die nicht einmal im Stande ist, ihre Feinde wirklich zu hassen, die für die meisten irgendeine Entschuldigung findet, die die Wahrhaftigkeit selber ist und nur zu bereit, jeden eigenen Wunsch dem der Anderen zu opfern, hier „internirt" zu wissen, weil die Leute, die den Frevel erkannten und das äußerste Unrecht nicht dulden wollten, dennoch nicht den Muth fanden, es gänzlich zu tilgen. Sie selbst hatte, als sie noch im Gefängniß war, über ihre Zelle in bitterer Ironie „Die Höhle des gefährlichen Thieres" schreiben wollen; die erschrockenen Nonnen hatten sie angefleht, es nicht zu thun. Hier ist Einem, wie wenn wahnsinnig gewordene Männer eine Taube, die sie für einen Geier halten, ängstlich bewachten; dieses Gefühl hat man, wenn man in Linda Murris Haus weilt. Und man kann es nur dann

begreifen, wenn man das halb irrsinnige, halb verbrecherische Verfahren des Prozesses kennt, wenn man das Anschwellen der unsauberen Fluth von Lügen und Fälschungen durch volle fünf Jahre hindurch verfolgt hat, von den ersten niederträchtigen Artikeln des „Avvenire d'Italia" an bis zu dem gefälschten Bericht des Untersuchungrichters und den ungeheuerlichen Vorgängen in Turin.*) Wie eine Epidemie, wie Krankheitkeime, die sich überall festsetzen und vermehren, haben die Lügen und Märchen über den Fall Murri die Meinung der Leute vergiftet. Und noch heute flattert jedes unreine Gerücht durch alle Blätter und immer noch öffnen die Augen der Menge sich nicht für den fortgesetzten grotesken Betrug. Ende Juni hieß es plötzlich, Linda Murri sei nach Genua entflohen, um sich nach Amerika einzuschiffen. Der Staatsanwalt von Genua telegraphirte allen Ernstes an den von Fermo; mitten in der Nacht marschirte ein Kommissar mit einem Zug Gendarmen nach Porto San Giorgio und sie umzingelten Garten und Haus. Doch der Bürgermeister, bei dem sie sich gemeldet hatten, ein besonnener und vernünftiger Mann, der genau weiß, was er von der Schuld und Verurtheilung Lindas zu halten hat, erklärte, er gestatte unter keinen Umständen, daß die Dame bei Nacht gestört werde, und übernehme die volle Verantwortung für ihre Anwesenheit. Am anderen Morgen erschien sein Stellvertreter und der Kommissar im Haus und entschuldigten sich; und die Gräfin bedauerte lachend die armen Karabinieri, die genöthigt waren, die ganze Nacht hindurch Posten zu stehen.

Von solchen Gerüchten und Geschichten wäre viel zu sagen. Nur eine Illustration zu dem Prozeß, die ich in meinem Buche noch nicht erzählen konnte, will ich hier mittheilen, weil ich sie in Porto San Giorgio mit Augen sah. Der Untersuchungrichter hatte der Gräfin vorgeworfen, daß sie Geld aus den Sparkassenbüchern ihrer Kinder ihrem Bruder für seine mörderischen Absichten gegeben habe. Vergeblich erwiderte sie, sie habe ihm nur eigenes erspartes Geld zum Zahlen seiner Schulden gegeben; die Sparkassenbücher müßten unberührt in ihrem Koffer liegen, der in Zürich beschlagnahmt wurde; und sie gab die Beträge, die Nummern, die Daten an. Aber im Prozeß Murri hat man es nie für nöthig gehalten, irgendeine Behauptung der Anklage erst zu beweisen oder auch nur auf ihre Wahrheit zu prüfen; der würdige Staatsanwalt Colli wiederholte die Beschuldigung also ruhig in seinem Plaidoyer. Nach der „Begnadigung" verlangte die Gräfin ihren Koffer zurück. Behörden arbeiten manchmal langsam: und so geschah es, daß der Koffer erst in ihre Hände kam, als ich in Porto San Giorgio zu Gast war. Er wurde in meiner Gegenwart geöffnet und ausgepackt; und siehe: da lagen unberührt, jeder An-

*) Ich muß hier auf mein Buch verweisen: „Die Wahrheit über den Prozeß gegen die Gräfin Linda Bonmartini-Murri", bei Georg Müller in München.

gabe der Gräfin genau entsprechend, die beiden Sparkassenbücher der Kinder; ich selbst habe sie in Händen gehabt.

Der Tag wird kommen, an dem das kluge italienische Volk den Betrug durchschauen wird; eines Tages wird man auch in Italien die wahren Verbrechen des Prozesses Murri erkennen, viel schlimmere Verbrechen als das von dem leidenschaftlichen Tullio Murri in einem Ausbruch wahnsinnigen Zornes verübte. Viel Unrecht mag in der Welt geschehen und es mag Irrthum oder böser Wille sein. Aber wenn ein Unrecht im Namen des Rechtes verübt und der Frevel aufgedeckt wird, wenn er klar vor Aller Augen liegt, die sehen wollen (noch wollen die meisten im Lande nicht sehen), dann darf er nicht weiter bestehen oder er wird zum wahrhaftigen Triumph des Bösen und alles Recht ist in äußerster Gefahr. Lina Murri mag mit ihren Kindern ruhig den Tag erwarten. Schon ist, wie Björnstjerne Björnson schrieb, ihre Sache einem größeren Gericht unterbreitet, als die Gerichte von Bologna und Turin es waren. Ihre vernichtete Gesundheit wird ihr Niemand wiedergeben, die schrecklichen Erinnerungen Niemand aus ihrem Gedächtniß tilgen: aber ihr Recht wird ihr noch werden.

Rom. Dr. Karl Federn.

Vita Nova.*)

Nun laß uns auf des Thurmes Zinne steigen
Und von uns flüstern wie von fremden Seelen.
Tief unten tanzt das Leben bunte Reigen . . .
Was uns die Tageslichter grell verhehlen,
Das rauscht in leiser Melodien Fluthen
Zu uns empor. Schon flattern Abendschwingen,
Schon will das letzte Sonnenroth verbluten,
Des heißen Athems harter Hauch verklingen.
Nun laß uns Ruhe in die Herzen schlürfen,
Still auf des Schicksals buntes Teppich schauen,
In unsrer Brust nach jungen Quellen schürfen,
Auf Glückestrümmern neue Tempel bauen
Und ohne Qual das dichte Netz entwirren,
Mit dem der Tag uns neidvoll eingesponnen.
Schau tief hinab! Wenn auch die Pfeile schwirren:
Bis hier hinauf ist ihre Kraft zerronnen.

Leipzig. Gustav Herrmann.

*) Aus der Sammlung „Vineta", die bei Giesecke & Devrient in Leipzig erscheint.

Psychologische Aesthetik.

Die psychologische Aesthetik ist eine noch junge Erscheinung. Ganz ausgewachsen hat sie sich erst in den allerletzten Jahren Rein äußerlich genommen, war ihr ein großer Sieg beschieden. Die Vertreter der Aesthetik an den deutschen Universitäten bekennen sich mit verschwindenden Ausnahmen zu ihr; eine philosophische oder gar eine philosophisch-metaphysische Aesthetik giebt es in der offiziellen Oeffentlichkeit kaum mehr. Die psychologische Aesthetik rühmt sich, die Aesthetik überhaupt erst als Wissenschaft wirklich begründet zu haben; Hegel, Schopenhauer und vollends Eduard von Hartmann gelten ihr als im Prinzip überwundene Vorstufen. Nun sind aber in der letzten Zeit doch Stimmen, sogar aus dem psychologischen Lager selbst, hörbar geworden, die an der alleinigen Zuständigkeit der Psychologie in diesen Dingen zu zweifeln wagen Der den verwirrenden Einzeldiskussionen fernstehende Laie mochte von Anfang an mit Recht ein Wenig mißtrauisch sein. Ihm mochte nicht einleuchten, daß ein das Welträthsel in sich fassendes Problem, wie das des Schönen, mit den Mitteln der Psychologie allein erschöpfend behandelt werden könne. Nachdem nun die psychologische Aesthetik neuerdings in umfangreichen Werken ihr volles Können erprobt hat, darf daran gedacht werden, das Fazit dieser ganzen geistigen Bewegung zu ziehen. Hier kann meine Aufgabe nicht sein, den weitschichtigen Stoff in seiner Totalität zu behandeln. Ich suche ihm dadurch beizukommen, daß ich auf seine Anfänge zurückgehe und eine einzige wichtige Schrift herausgreife, gleichsam einen der Embryonen, aus denen die psychologische Aesthetik sich entwickelt hat. Das Verständniß dieses Keimes wird uns dann um so besser das im Lauf der Jahre Gewordene verstehen lehren.

Vor acht Jahren veröffentlichte Professor Oswald Külpe (Würzburg) in der Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie einen Aufsatz „Ueber den associativen Faktor des ästhetischen Eindruckes". Er gab damit eine nähere Begründung und Ausführung der ästhetischen Theorie, die er ein Jahr zuvor in der zweiten Auflage seiner „Einleitung in die Philosophie" nur in den elementarsten Grundlinien festgelegt hatte. Die psychologische Aesthetik war damals gerade im stärksten inneren Wachsthum begriffen und vom berauschenden Gefühl ihrer unbedingten Ueberlegenheit beseelt. Külpes Aufsatz wurde in den betheiligten Kreisen viel gelesen und gewann großen Einfluß. Auf Schritt und Tritt begegnen wir seinen Spuren in der Literatur der folgenden Zeit. Er kann als eine programmatische Kundgebung einer der wichtigsten Richtungen innerhalb der gesammten psychologischen Aesthetik gelten. Es ist nun von besonderem Interesse, auf diese Schrift heute zurückzublicken und sich klar zu machen, welche Gedanken es denn eigentlich waren, die damals so neu und bahnbrechend erschienen, daß man sich für berechtigt hielt, alle Philosophie des Schönen zum alten Eisen zu werfen. Die inzwischen verstrichene Zeit hat vielleicht dazu beigetragen, die innere Erregung auf allen Seiten etwas zu dämpfen und einer besonnenen Kritik wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. Wir werden sehen, daß es den Vertretern der psychologischen Aesthetik zwar gewiß nicht an Ernst, Wissenschaftlichkeit und Begabung fehlt, wohl aber an Einsicht in die prinzipielle Unhaltbarkeit ihres Standpunktes.

In wichtigen Punkten finden wir bei Külpe Uebereinstimmung mit fundamentalen Ergebnissen der philosophischen, konkret-idealistischen Aesthetik. Als das

Eigenthümlichste der von den ästhetischen Eindrücken ausgehenden Gefühlswirkung bezeichnet er ihre Beziehung auf einen Vorstellunginhalt nach seiner bloßen Beschaffenheit, so daß es hier also nicht auf die objektive Natur eines Reizes ankommt, sondern nur auf die Vorstellung, die wir von ihm haben. Deshalb bezeichnet Külpe die ästhetischen Gefühle im Unterschiede von den Beziehung- und Reizgefühlen als (Inhalts- oder) Vorstellungsgefühle. Im gleichen Gedankengange unterscheidet er die ästhetischen Werthe als Kontemplationwerthe von den übrigen Werthgebieten. Bei jeder Versenkung in das Schöne sieht er die dem Kind eigene ursprüngliche Einheit aller Erfahrung wieder erneuert. Er verwirft die Theorien der inneren Nachahmung (Groos) und der bewußten Selbsttäuschung (Lange). Treffend charakterisirt er die außerästhetischen Assoziationen und die Einmengung außerästhetischer Gesichtspunkte in das Erfassen des Schönen überhaupt. Eben so scharfsinnige wie feinsinnige Erörterungen widmet er der Frage, welche Bedeutung dem gelesenen oder gesprochenen Wort in der Dichtung zukommt. Wohl vertraut ist er auch mit den ästhetischen Beziehungen von Wort und Ton.

Alle diese, hier nur ganz kurz skizzirten Reflexionen lassen deutlich erkennen, welches reiche, feine Verständniß Külpe im Grunde dem Schönen in Kunst und Natur entgegenbringt und mit welcher sorgsamen, tief eindringenden Ueberlegung er bemüht ist, dessen Wesen zu ergründen. So erfolgreich dies Streben auf der einen Seite ist, so verhängnißvoll erweisen sich aber leider Külpes rein psychologische Voraussetzungen und sein enger Anschluß an Fechner. Sein eigentliches Hauptproblem, die Unterscheidung des direkten und assoziativen Faktors, läßt ihn auf einen Irrweg gelangen, so daß seine Auseinandersetzungen schließlich zu einem schulmäßig-typischen Fall des ästhetischen Formalismus werden.

Külpe geht davon aus, daß jeder ästhetische Eindruck sich normaler Weise aus zwei Bestandtheilen zusammensetzt, einem perzipirten, der Sinnesthätigkeit als solcher entspringenden und einer durch die Erfahrung vermittelten Ergänzung oder Modifikation des ersten. Dem neugeborenen Kind und dem Blindgeborenen unmittelbar nach erfolgreicher Operation steht diese Ergänzung noch nicht zu Gebot. Den von der bloßen Perzeption abhängigen Bestandtheil bezeichnet Külpe nun mit Fechner als den direkten, den durch die Reproduktionthätigkeit bedingten als den assoziativen Faktor. Mit dieser Unterscheidung hat Külpe bis jetzt den ästhetischen Boden noch nicht betreten, denn jene beiden Faktoren sind ja für das Entstehen der gemeinen Alltagsvorstellung eben so unentbehrlich wie für die mit ästhetischem Werthe behaftete. Einen ästhetischen Grundsatz gewinnt Külpe erst, indem er, wieder mit Fechner, auch den Genuß eines Kunstwerkes auf das sich ergänzende Zusammenwirken jener beiden Faktoren gründet. Nun ist festzustellen, wie er diese allgemeine Bestimmung im Einzelnen verstanden wissen will.

Külpe bestimmt den direkten Faktor zunächst als Das, was „in dem Sinneseindruck selbst gegeben ist und für Jeden, der unter den selben Bedingungen der Perzeption steht, in der selben Form vorhanden sein muß." Er versteht darunter die Laute, Töne, Farben, die Gestalten und Rhythmen, denen er eine fundamentale Bedeutung für den ästhetischen Eindruck zuerkennt als den Ausdrucks- oder Darstellungmitteln, als den Zeichen, aus deren Beschaffenheit und Kombination wir ihren Sinn erschließen. Bis zu diesem Punkt ist Külpes direkter Faktor identisch mit Dem, was man sonst in der Aesthetik als sinnliche Erscheinung zu bezeichnen pflegt.

Das Verhältniß des direkten Faktors zum assoziativen charakterisirt Külpe dahin, daß der direkte Faktor die veranlassende Bedingung für den assoziativen sei, daß der zweite mehr oder weniger leicht und stark durch den ersten angeregt werden könne, daß also der direkte Faktor das Motiv für das Auftreten der zum assoziativen Faktor gehörigen Reproduktionen abgebe. Ist Külpes direkter Faktor bis jetzt identisch mit der sinnlichen Erscheinung, so ist sein assoziativer Faktor bis jetzt der im auffassenden Subjekt ausgelösten subjektiven Reaktion gleichzusetzen.

Nun entsteht die Frage, von welcher Beschaffenheit der direkte Faktor oder die sinnliche Erscheinung sein muß, damit die im Subjekte ausgelöste Reaktion oder der assoziative Faktor einen spezifisch ästhetischen Charakter trage. Mit dieser Frage berühren wir das eigentliche ästhetische Centralproblem und damit zugleich auch den Punkt, an dem Külpe in seinen Bestimmungen sich verstrickt und strauchelt. Die philosophisch-metaphische Aesthetik nimmt an, daß der ästhetische Werth des direkten Faktors oder der sinnlichen Erscheinung bedingt sei durch ein ihm anhaftendes, objektiv gegebenes, rein geistiges Etwas, dem auf die Spur zu kommen, eben seines rein geistigen Wesens wegen, nur der auf der Basis der Erfahrung stehenden Spekulation möglich ist. Die psychologische Aesthetik dagegen hält sich nur an das empirisch Erfahrbare, verliert darüber jenes rein geistige Etwas aus der Hand und behält schließlich nichts mehr übrig als eben so leere wie dürftige und widerspruchsvolle formalistische Bestimmungen. Den Beweis werden wir sogleich bei Külpe finden.

Da Külpe, wie alle psychologischen Aesthetiker, den objektiv gegebenen seelischen Ausdrucksgehalt in seiner Theorie nicht kennt (wenn er ihn, unter dem Zwang der Thatsachen, auch gelegentlich zu erwähnen genöthigt ist), so kann er die erwähnte Hauptfrage nur dadurch beantworten, daß er Alles, was man sonst Ausdruck, inneres Leben oder Beseelung des toten Stoffes nennt, zur mittelbaren, assoziativen Wirkung rechnet, die nur in einem durch Erfahrung belehrten und mit williger Phantasie begabten Geist entstehen könne. Auf diese Weise wird der Genuß eines Kunstwerkes, wie Fechner sagt, zu einer Funktion zweier Variabeln, nämlich „der äußeren, durch die sinnfälligen Eigenschaften bestimmten Erscheinung und alles Dessen, was unsere Erfahrung, unsere Einbildungskraft, geschäftig hinzubringt".

Damit bekommt nun das Verhältniß des direkten zum assoziativen Faktor eine ganz veränderte Bedeutung. Handelte es sich das erste Mal um das Entstehen der gewöhnlichen Alltagsvorstellung, so handelt es sich jetzt um die selbe Vorstellung, sofern sie mit einem Plus behaftet ist, nämlich mit dem ästhetischen Gehalt. Und eben dieses Plus, den ästhetischen Gehalt, zieht Külpe in den assoziativen Faktor hinein. Er sieht ja, wie wir wissen, im direkten Faktor die veranlassende Bedingung für den assoziativen und verlegt diesen in das auffassende Subjekt. Zugleich behauptet er aber auch, daß erst beide Faktoren im Verein die mit ästhetischem Werth oder Unwerth behaftete Vorstellung bilden, die uns durch ihre bloße Beschaffenheit gefalle oder mißfalle.

Mit dieser Wendung ist der ästhetische Formalismus in seiner unverhüllten, typischen Gestalt zum Prinzip erhoben. Das, was für alle auffassenden Subjekte in der gleichen Weise objektiv gegeben ist, die sinnliche Erscheinung sammt dem ihr immanenten Ausdrucksgehalte, wird zum Produkt eines objektiven und subjektiven Faktors gemacht, wobei dem subjektiven Faktor Etwas zugeschoben ist, was streng von ihm geschieden bleiben muß: der an der jeweiligen sinnlichen Erscheinung haftende seeliche Ausdrucksgehalt oder ästhetische Werth. Ganz gewiß sind zum Ent-

stehen jeder Vorstellung die beiden von Fechner-Külpe unterschiedenen Faktoren unentbehrlich. Eben so gewiß aber erklärt sich Das, was die mit ästhetischem Werth behaftete Vorstellung von der Alltagsvorstellung unterscheidet, nicht aus der Reaktion des auffassenden Subjektes oder aus dem assoziativen Faktor, wie Fechner-Külpe ihn verstehen, sondern ist mit der Vorstellung selbst objektiv gegeben. Külpe dagegen behält auf der objektiven Seite oder auf der Seite des direkten Faktors nur noch die in der Perzeption vorgezeichneten Grundrisse übrig, welche ein bestimmtes Bild erst aufnehmen sollen; ihm bleiben als direkter Faktor nur noch die Laute, Töne, Farben, Gestalten und Rhythmen, die erst vermöge des assoziativen oder subjektiven Faktors zu der ausdrucks- und stimmungvollen Vorstellung ergänzt werden. Külpes direkter Faktor ist also nichts Anderes als der des Ausdrucks entkleidete Sinneseindruck oder Das, was man in der Terminologie der philosophischen Aesthetik die bloße Form zu nennen pflegt. Zu überwinden ist dieser Irrthum nur dadurch, daß man mit der philosophisch-metaphysischen Aesthetik den direkten Faktor versteht als sinnliche Erscheinung sammt dem ihr immanenten Ausdrucksgehalt, den assoziativen Faktor aber als ästhetische und außerästhetische Reaktion des genießenden Subjekts.

Verschärft wird der Widerspruch, in den sich Külpe verwickelt, noch durch die weiteren Bestimmungen, die er dem Verhältniß der beiden Faktoren zu einander angedeihen läßt. Er verlangt, daß der assoziative Faktor mit dem zugehörigen direkten erstens eine Einheit, eine Gesammtvorstellung bilde, daß er zweitens selbst einen Kontemplationwerth darstelle und daß er drittens in einem nothwendigen und eindeutigen Zusammenhang mit jenem stehe. Külpe glaubt beide Faktoren verknüpft durch eine innere Gesetzmäßigkeit des Zusammenhanges, durch eine Art ästhetischer Logik, durch die der eine im anderen seine nothwendige Ergänzung finde und sie auf einander angewiesen bleiben, wie das Ding und seine Eigenschaften, wie Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, das Ganze und seine Theile.

Alle diese Sätze erhalten einen richtigen Sinn nur dann, wenn man statt des direkten und assoziativen Faktors setzt: die sinnliche Erscheinung mit dem ihr immanenten Ausdrucksgehalte, also im Gebiete der Musik das Klangbild mit dem ihm vom Komponisten verliehenen Stimmungwerthe oder idealen Gehalte. Die sinnliche Erscheinung und der ihr immanente Ausdrucksgehalt bilden eine Einheit, eine Gesammtvorstellung, einen untrennbaren Kontemplationwerth, stehen in einem nothwendigen, eindeutigen Zusammenhang, sind verknüpft mit einander durch eine ästhetische Logik, so daß sie auf einander angewiesen bleiben wie das Ding und seine Eigenschaften oder wie das Ganze und seine Theile.

Wie aber gestaltet sich dies Verhältniß, wenn wir Külpes Voraussetzungen zu Grunde legen, also den assoziativen Faktor, wie er ihn versteht, dem auffassenden Subjekt zuweisen? Stoßen wir dabei nicht sogleich schon auf rein psychologische Unmöglichkeiten? Aber selbst wenn Külpe diese Bedenken abzuweisen vermöchte, so sind seine sämmtlichen Bestimmungen doch nicht im Stande, dem Unterschiede der ästhetisch-werthvollen Vorstellung und der Alltagsvorstellung gerecht zu werden. Selbst wenn der assoziative Faktor allen von Külpe aufgestellten Bedingungen entspricht, wenn er mit dem direkten Faktor eine Gesammtvorstellung bildet, wenn er mit ihm in einem nothwendigen und eindeutigen Zusammenhang steht, wie das Ding und seine Eigenschaften oder wie das Ganze und seine Theile, wenn er selbst einen Kontemplationwerth darstellt: auch wenn alle diese Bedingungen erfüllt wurden,

sind wir doch noch nicht über die gewöhnliche Alltagsvorstellung hinausgekommen, sondern haben uns in einem Kreis bewegt. Der direkte Faktor kann im auffassenden Subjekt immer nur eine Reaktion hervorrufen, die seiner eigenen Natur gemäß ist. So lange er selbst nichts weiter ist als irgendwie gestaltete sinnliche Erscheinung, wird auch der assoziative Faktor nichts von ästhetischen Merkmalen an sich tragen. Durchbrechen können wir diesen Kreis nur, wenn wir wieder mit der philosophisch-metaphysischen Aesthetik den direkten Faktor deuten als sinnliche Erscheinung sammt dem ihr immanenten Ausdrucksgehalt, den assoziativen Faktor als bloße Reaktion des auffassenden Subjektes. Sobald wir auf der objektiven Seite, also auf der des direkten Faktors, den Ausdrucksgehalt mit einbeziehen, verändert sich die Sachlage vollständig Jetzt ergreift das auffassende Subjekt im direkten Faktor zugleich ein werthvolles geistiges Etwas, das gerade deshalb, weil es der rein psychologischen Analyse unerreichbar bleibt, dem ganzen von Külpe statuirten Prozeß ein anderes Ansehen giebt. Der assoziative Faktor oder das geistige Ergreifen des im schönen Objekt gegebenen Ausdrucksgehaltes wird dadurch zwar keineswegs vereinfacht, im Gegentheil: er wird verfeinert und komplizirt, zeigt uns nun aber den ästhetischen Akt in seiner wahren Beschaffenheit.

Jetzt, da wir wissen, daß Külpe das ganze Schwergewicht in das auffassende Subjekt verlegt, können wir auch verstehen, warum er es für die nächste Aufgabe der Aesthetik hält, auf dem von Fechner vorgezeichneten Wege empirisch-induktive Detailarbeit zu treiben, wobei ihm wiederum die in solchem einseitigen Verhalten liegende Gefahr entgeht, gerade das Wichtigste außer Acht zu lassen, nämlich das objektiv bedingte, rein geistige Wesen des Schönen, das nie aus der (wenn auch noch so exakt beobachteten) Reaktion des auffassenden Subjektes allein erschlossen werden kann. Die in den letzten Jahren so eifrig betriebene experimentelle Aesthetik dürfte schon heute erheblich an Kredit verloren und dem erneuten Bedürfniß nach spekulativer Erfassung der im Schönen sich offenbarenden Idee Platz gemacht haben.

Külpes psychologisch-formalistische Voraussetzungen haben zur nothwendigen Folge, daß er allen tiefer begründeten psychischen Bestandtheilen des ästhetischen Aktes nicht mehr gerecht werden kann, sondern sich zu äußerlichen, auf empirisch-psychologischer Basis ruhenden Deutungen hingedrängt sieht. So erklärt er die Universalität des rezeptiven ästhetischen Sinnes nicht aus einer dem produktiven Vermögen des Künstlers entsprechenden kongenialen rezeptiven Funktion, sondern aus freien Reproduktionen, die er unter Anwendung einer herzlich einfachen Formel vom direkten Faktor abhängig machen zu können glaubt und in ihrer Mannigfaltigkeit durch die zwischen den Vorstellungen bestehende „Aehnlichkeit" bedingt sein läßt. In derselben Weise stützt Külpe die unzerstörbare Frische des wahrhaft Schönen auf die „vielseitige Reproduktiontendenz" der edelsten Kunstwerke und auf die „zahllosen Beziehungen der Aehnlichkeit, die sie mit Dem, was wir erleben, verknüpfen". Eine äußerliche, wesentlich psychologische Bestimmung bleibt auch die von Külpe umständlich geforderte „Einheit des Interesses".

Bedenken erregen mag es ferner, daß Külpe die so häufige Einmengung von außerästhetischen Gesichtspunkten beim Genuß des Schönen auf die von ihm vorausgesetzte Einförmigkeit aller Lust- und Unlusterfolge überhaupt zurückführt Er nimmt an, daß wir nicht im Stande sind, aus der bloßen Lust heraus zu errathen, ob wir sie einem erfrischenden Bad oder einer wohlschmeckenden Speise oder einer an-

regenden Unterhaltung verdanken, daß es uns daher auch nicht möglich sei, die sittlichen, sinnlichen, ästhetischen Werthe nach ihrer bloßen Bedeutung für das Gefühl von einander zu sondern. Nun wird aber kein vernünftiger Mensch bestreiten, daß der Lusteffekt des Tannhäuser ein anderer ist als der eines Sturzbades. Hier rächt sich bei Külpe eben wieder die Vernachlässigung des objektiv-geistigen Moments, in dem einzig und allein das unterscheidende Merkmal des ästhetischen und des sinnlichen Werthes gegeben ist. Das Ergreifen des geistigen Momentes bedingt die verschiedene Art der Lustwirkung im auffassenden Subjekte, während Külpe die rein geistige Lust übergeht und immer nur an die letzten Ausstrahlungen des Lusterfolges in der sinnlichen Sphäre denkt. Deshalb führt er die Einmengung außerästhetischer Gesichtspunkte auf eine in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Einförmigkeit der Lust zurück, während sie thatsächlich ihren Grund hat in der Unfähigkeit vieler Menschen, das Schöne als solches zu erfassen. Nur dann kann überhaupt die Einmengung von beliebigen, zu verschiedenen direkten Faktoren gleich gut passenden Reproduktionen mit Fug und Recht als außerästhetisch abgewehrt werden, wenn im ästhetischen Objekt selbst ein geistiges Moment gegeben ist, das vom auffassenden Subjekt ein bestimmtes inneres Verhalten verlangt.

Auch die Möglichkeit der Aesthetik als Wissenschaft erklärt sich aus diesem Punkt. Külpe selbst gründet diese Möglichkeit auf die Voraussetzung, daß die ästhetische Bedeutung eine Vorstellung nicht an die unfaßbare, unberechenbare Vielgestaltigkeit individuell geformter Erinnerungen oder Phantasiebilder preisgegeben sei. der assoziative Faktor also zu dem direkten in einem eindeutigen Verhältniß stehe. Das ist zweifellos richtig, kann aber wiederum nur dann als möglich gedacht werden, wenn im direkten Faktor ein objektives geistiges Moment vorausgesetzt wird, dem eine ganz bestimmte Beschaffenheit des assoziativen Faktors oder der Reaktion des auffassenden Subjektes zu entsprechen hat.

Auf alle diese Einwände weist Külpe im Grunde selbst hin. Das von ihm verlangte individuelle Verhältniß beider Faktoren identifizirt er selbst mit der Thatsache, daß der Eigenthümlichkeit der äußeren Erscheinung eine genau entsprechende Eigenthümlichkeit ihrer Bedeutung, ihres Gehaltes, ihrer Idee zugeordnet sei. Die Forderung, daß der assoziative Faktor mit dem direkten in einem eindeutigen und nothwendigen Zusammenhang stehe, stellt er der älteren Forderung gleich, daß die Idee sich in der Erscheinung dargestellt, symbolisirt finden solle oder daß Gehalt und Form einander decken müssen. Auch im Naturschönen findet Külpe diese Momente gegeben. Das Verhältniß beider Faktoren bezeichnet er als ein besonderes Objekt des ästhetischen Urtheils, und zwar des Urtheils über Einheit oder Diskrepanz von Idee und Erscheinung oder Absicht und Ausführung des Künstlers. Schon in Fechners Terminologie sieht Külpe einen engen Zusammenhang mit den älteren Begriffen Erscheinung und Idee, Form und Gehalt.

Daran knüpft er nun aber nicht den Schluß, daß diese Begriffe allein im Stande sind, uns das Wesen des Schönen im wahren Sinn verstehen zu lassen, sondern glaubt im Gegentheil, daß Fechner gerade durch sein Abgehen von ihnen zum großen Bahnbrecher für die moderne Aesthetik geworden sei, daß er an die Stelle von unklaren, abgegriffenen metaphysischen Schlagworten wissenschaftliche Eindeutigkeit gesetzt und durch die Unterscheidung der beiden Faktoren die wichtigsten Probleme, vor Allem den Gegensatz von formaler und inhaltlicher Schönheit, auf

einen einfachen psychologischen Ausdruck gebracht habe. Külpe fühlt nicht, daß diese Unterscheidung in dem Sinn, in dem er selbst sie von Fechner übernommen hat, nicht nur nicht über dem Gegensatz von formaler und inhaltlicher Aesthetik steht, sondern ohne jede Einschränkung der formalistischen Deutung des Schönen zugerechnet werden muß, die nur durch den konkreten Idealismus der philosophisch-metaphysischen Aesthetik überwunden werden kann. Dann ergiebt sich aber die Terminologie von Fechner-Külpe nicht als ein Fortschritt, sondern als ein Rückschritt, da sie eine längst geordnete Materie wieder verwirrt.

Aehnliche Einwände sind dem von Külpe vertretenen Standpunkt gegenüber schon erhoben worden von Volkelt und Eduard von Hartmann. Külpe weist Alles aber rundweg ab. Die Zukunft wird ja lehren, ob diese Selbstgewißheit der psychologischen Aesthetik sich auf die Dauer als berechtigt erweist und ob in der That, wie Külpes „Einleitung in die Philosophie" behauptet, von der spekulativen Aesthetik eines Schelling, Hegel, Schopenhauer nicht viel mehr übrig bleibt als „der allgemeine Gedanke des Symbolischen". Die Zukunft wird aber auch darüber Aufklärung bringen, daß Külpes Polemik gegen die durch Eduard von Hartmann vertretene Lehre vom ästhetischen Schein gänzlich hinfällig ist, und zwar deshalb, weil diese Lehre sich mit Külpes Vorstellungsgefühlen absolut deckt. Ohne es selbst zu wissen, sagt Külpe hier dem Sinn nach ganz das Selbe wie der von ihm Bekämpfte. In den Kreisen der psychologischen Aesthetik herrscht bei all ihrer über jeden Zweifel erhabenen Tüchtigkeit auf rein psychologischem Gebiet eine erstaunliche Unklarheit über die eigentliche Meinung der philosophisch-metaphysischen Aesthetik.

Külpe hat später selbst eingesehen und auch zugegeben, daß die Unterscheidung des direkten und assoziativen Faktors auf der von Fechner und ihm angegebenen Grundlage nicht aufrecht erhalten werden könne. In seiner Rezension des Buches von Karl Groos „Der ästhetische Genuß" spricht er Das offen aus (Göttingische Gelehrte Anzeigen, 1902). Er räumt jetzt unumwunden ein, bisher sei ihm nicht möglich gewesen, nachzuweisen, daß der Einfluß der sinnlichen oder direkten Faktoren ein prinzipiell anderer sei als der der reproduktiven oder assoziativen, und so lange dieser Nachweis nicht erbracht werde, könne es vom ästhetischen Gesichtspunkt aus nicht erforderlich sein, eine solche Unterscheidung vorzunehmen. Er hofft nun, diese Schwierigkeit besiegen zu können durch die Aufstellung zweier neuen Faktoren, deren nähere Begründung er sich vorbehält. In den inzwischen verflossenen fünf Jahren ist ihm aber die Ausführung dieses Vorhabens, meines Wissens, nicht geglückt; und sie kann ihm auch in Zukunft nicht glücken, da er im Prinzip eben doch an allen früheren Irrthümern festhält, wodurch sein freimüthiges Zugeständniß allen sachlichen Werth leider wieder einbüßt.

Nach wie vor verlangt Külpe, daß durch eingehende Untersuchungen auf dem Wege experimenteller und vergleichender Methode virtuelle Gesetze aufgestellt werden, die das Gefallen und Mißfallen von ganz bestimmten einfachen Bedingungen funktionell abhängig machen. Auf diesem Wege hofft Külpe die Aesthetik zu einer reinen Psychologie der ästhetischen Thatsachen umgestalten zu können. Dabei verwickelt er sich nun in einen sonderbaren Widerspruch. Er glaubt, man könne das Schöne durch jene experimentellen Methoden fassen, greifen, in seine Bestandtheile zerlegen und diese angeben. Daher spricht er in seiner „Einleitung in die Philosophie" der Aesthetik normative Bedeutung zu in dem Sinn, daß sie Regeln aufstellen könne

in Form von Vorschriften, „nach denen man sich zu richten hat, wenn anders man ästhetisch gefällige Wirkungen hervorbringen will“. So wird ihm auf der einen Seite die rein psychologische Aesthetik zu einer allgemein giltigen, von zufälligen Subjekten und Objekten unabhängigen Wissenschaft. Auf der anderen Seite sieht er sich aber durch die selben psychologischen Voraussetzungen zu der Behauptung gezwungen, daß für diese von ihm erstrebte Wissenschaft die Unterschiede des guten und des schlechten Geschmackes gar nicht in Betracht kommen können, giebt also die einzige Möglichkeit eines objektiven ästhetischen Maßstabes sogleich wieder preis. Durch das Ideal eines werthenden Subjektes scheint ihm gar nichts, durch das Ideal eines gewertheten Objektes nicht viel gewonnen. Für gänzlich verfehlt hält er den Versuch Kants, die Berechtigung des Anspruches von Geschmacksurtheilen auf Allgemeingiltigkeit nachweisen zu wollen.

Diese Ablehnung und seine eigene Auffassung der ästhetischen Allgemeingiltigkeit sucht Külpe durch die folgende Argumentation zu stützen: Wenn es in Ulm reget, so braucht es darum nicht auch in Berlin zu regnen ja, es ist sogar unwahrscheinlich, daß Dies geschieht. Aber die Bedingungen, von denen Regen abhängig ist, sind darum doch in Ulm ganz die selben wie in Berlin, also können diese Bedingungen hier wie dort studirt und mit dem Anspruch auf Allgemeingiltigkeit von einem Ort auf den anderen übertragen werden. Das heißt, auf ästhetische Verhältnisse angewendet: Wenn ein Kunstwerk mir gefällt, so braucht es darum noch nicht meinem Freund zu gefallen. Aber wenn es ihm gefällt, so geschieht Das aus den selben Gründen wie bei mir, also kann ich an mir selbst die objektiv giltigen Geschmacksbedingungen kennen lernen. Das Alles ist gewiß richtig; nur ist gerade der wichtigste Punkt dabei übergangen. Wenn es in Ulm regnet, so liegt darin allerdings nicht der geringste zwingende Grund dafür, daß es auch in Berlin regnet. Wenn dagegen der Kenner auf Grund künstlerischer Urtheilsfähigkeit in einem Objekt künstlerischen Werth konstatirt, so hat er das Recht, die Anerkennung dieses Werthes auch von Anderen zu fordern, eben so wie er von ihnen die Anerkennung einer verstandesmäßigen Wahrheit fordert. Der Anspruch auf Allgemeingiltigkeit ist daher in beiden Fällen grundverschieden. Der Regen in Ulm beweist zwar nichts für die Thatsache des gleichzeitigen Regens in Berlin. Sehr viel dagegen beweist ein richtiges künstlerisches Urtheil für das Dasein von objektiv giltiger Schönheit in einem Kunstwerk oder einem Naturgegenstand. Zwar bleibt immer möglich, daß das künstlerische Urtheil zweier Persönlichkeiten nicht mit einander übereinstimmt, denn es giebt verschiedene Grade der ästhetischen Urtheilsfähigkeit, wie es verschiedene Grade der logischen Denkkraft giebt. Aber es ist ausgeschlossen, daß Beide mit ihren entgegengesetzten Urtheilen thatsächlich Recht haben; denn ein Kunstwerk kann nicht gut und schlecht zugleich sein.

Dies Alles verschleiert Külpe und muß es verschleiern, da er das die ästhetische Allgemeingiltigkeit bedingende objektive geistige Moment im Schönen nicht gelten läßt. So lange die psychologische Aesthetik auf diesem Standpunkt verharrt, wird es ihr niemals gelingen, den Thatsachen der alltäglichen künstlerischen Erfahrung auch nur einigermaßen gerecht zu werden, so lange wird sie nichts in der Hand behalten als die rein psychologische, dürftige Allgemeingiltigkeit eines nach rein psychologischen Gesichtspunkten gedeuteten Geschehens. Entschließt sie sich aber, ein objektives geistiges Moment in allem Schönen anzuerkennen, dann hört sie damit

sogleich auch auf, rein psychologische Aesthetik zu sein. Wer weiß, wie viele Jahre noch vergehen müssen, ehe die moderne Psychologie für diese Einsicht reif ist! Külpe selbst scheint noch weit von ihr entfernt zu sein. Neuerdings hat er den Philosophischen Abhandlungen, die zu Max Heinzes siebenzigsten Geburtstag veröffentlicht wurden, einen Aufsatz beigefügt, der die Anfänge psychologischer Aesthetik bei den Griechen erweisen will. (Zuletzt erschien von ihm die Studie „Ueber den gegenwärtigen Stand der experimentellen Aesthetik".) Es ist kaum begreiflich, daß ein so hochbegabter, mit dem ganzen Rüstzeug modernen Wissens ausgestatteter, ehrlich strebender Kopf so zäh an einer offenkundigen Verirrung festhalten kann. Läßt sich doch von keinem Unbefangenen länger die Erkenntniß abwehren, daß nicht alle Blüthenträume der psychologischen Aesthetik gereift sind. Und diese Erkenntniß wird mehr und mehr um sich greifen. Die Zeit wird kommen, muß bald kommen, wo man auch auf deutschen Universitäten wieder einsieht, daß die Aesthetik nicht ein Zweig der angewandten Psychologie ist, sondern einer der spekulativen Philosophie.

Ulm. Paul Moos.

Letzter Gruß.

An meiner Bahre sollen Lilien stehn,
Wie am Altar im Kreis die sieben Kerzen,
Die weißen Flammen, die Erlösung flehn
Auf alle Qualen nun verstummter Herzen.

Mit weißen Glocken läuten sie mir zu
Zum letzten Mal der stillen Liebe Grüße
Und nieder senkt in meine Todesruh
Sich wie ein leiser Kuß der Duft, der süße.

Ich liebte sie, ich hatte schon erkannt
In ihr den Zug von holdem Frauenthume;
Das Weib, das einst in Blüthenschleiern stand,
Floh längst zurück zu ihr, der Schwesterblume.

Sie sah auch mich mit Märchenaugen an
Und heißer schlug mir ihre Gluth entgegen
Und unsre Seelen zogen ihre Bahn
Schweigend auf stillen, mondbeglänzten Wegen.

Drum laßt an meiner Bahre Lilien stehn,
Wie am Altar der Mutter aller Schmerzen;
Sie weiß auch, was die Glocken leise wehn
Als Abschiedsgruß dem ausgeglühten Herzen.

Hamburg Theodor Suse.

Der siebente Ring.

Stefan George hat eine Sammlung neuer Gedichte erscheinen lassen, die im architektonischen Gefüge von sieben Cyklen die Klang und Gesicht gewordenen Elemente seiner letzten Jahre zusammenhält: „Der siebente Ring". Die äußere Gestalt hat dem umfangreichen Buch wieder Melchior Lechter gegeben und damit die Zahl seiner bei den „Blättern für die Kunst" gedruckten Prunkbände um einen der verwegensten vermehrt; er hat den Grundton dieser Welt in seine Zeichensprache übersetzt und mit seinem zugleich unbändig wilden und unerbittlich strengen Linienspiel wunderbar begleitet.

Seit sieben Jahren ist es der erste Band eigener Gedichte, den George wieder veröffentlicht hat. In dieser Frist hat sich nicht nur seine innere Welt gelöst und erweitert; seine Stellung in und zu seiner Zeit ist verwandelt: er ist nicht mehr der Dichter einer Gemeinde aus Schmeckern, denen er neue Reize, und aus Betern, denen er eine neue Heiligung gegeben, sondern wendet sich jetzt an eine Gesammtheit, in der er eine unterirdische, noch uneingestandene, Klang und Luft bildende Macht geworden ist. Sein Werk trifft in den Zeitpunkt, da sein feiner und hoher, heimlicher und heiliger Ton sich durch die ganze Versproduktion dieser Tage, mehr oder minder echt und sauber, gezogen hat, da die ihm abgeschauten Geberden, zum Kanon erstarrt oder zur Mode verfratzt, sich in Snobismen und Begeisterungen selbst da aufdrängen, wo früher chaotisches Getöse und Geräkel mit dem „Leben" verwechselt wurde. Er selbst hat den Wandel in dem „Zeitgedicht" groß dargestellt:

„Ihr meiner Zeit Genossen kanntet schon,
Bemaßet schon und schaltet mich — Ihr fehltet.
Als Ihr in Lärm und wüster Gier des Lebens
Mit plumpem Tritt und rohem Finger ranntet:
Da galt ich für den salbentrunknen Prinzen,
Der sanft geschaukelt seine Takte zählte
In schlanker Anmuth oder kühler Würde,
In blasser erdenferner Festlichkeit . . .

Nun, da schon Einige arkadisch säuseln
Und schmächtig prunken, greift er die Fanfare . . .

Ihr sehet Wechsel, doch ich that das Gleiche.
Und Der heut eifernde Posaune bläst
Und flüssig Feuer schleudert, weiß, daß morgen
Leicht alle Schönheit, Kraft und Größe steigt
Aus eines Knaben stillem Flötenlied."

Was man als neuen Trick der Technik belacht oder begrüßt hat, kommt aus einem Zwang jenseits der Einzelwillkür; der Dichter war nur „ein Dröhnen

der heiligen Stimme", der Mund des deutschen Sprachleibes, dessen unsichtbares Wachsthum ihn selber mitwachsen ließ und zum Organ gemacht hat: Das ist ein höherer Beruf als der, Sänger interessanter Bekenntnisse und Privatleidenschaften zu sein. Wenn George in diesen Versen unmittelbarer und nackter redet als in früheren, wenn er, über das Aussprechen seines Ich hinaus, von Mensch zu Mensch und Volk redet, so ist es nicht, weil er sich zu größerer „Aktualität" bekehrt hätte, sondern, weil er sich jetzt reif und hoch genug fühlt, die Zeit selbst, das Gegebene des Tages, in Gebilde umzugießen, ohne Schlacke und Rohstoff zu hinterlassen. (Es bedarf schon hoher Künstlersicherheit, um die Abstände zwischen den Vordergründen der Umwelt und den unteren Forderungen der Seele nicht zu verwischen.) Seine Zeit ist eben jetzt auch eins der Elemente geworden, einer unter vielen Stoffen der Gesammtmasse, die seinem Bildnerwillen unterliegt, wie er zuerst seine eigene Leidenschaft, dann seine Bildungskreise, dann seine heimathliche Erde als Landschaft und als Geschichte in gebändigte Sprache verwandelt hat. Diese Elemente geben seinen verschiedenen Werken verschiedene Farbe und Struktur. Das Pathos und der Grundstoff ist gleich geblieben; die technischen Mittel werden heute noch eigenwilliger, leichter und oberherrlicher gehandhabt.

Als Element, nicht als Tendenz ist die Gegenwart im neuen Buch lebendig. Aber während sie früher nur die dumpfe Ungestalt war, von der eine zarte Geisterwelt sich abhob, ist sie jetzt selbst in Formen gebracht und ihr eigenes Treiben hat eine Stimme bekommen.

Mit der unzersetzten Leidenschaft (für George viel bezeichnender als alle ihm nachgerühmten Aesthetizismen) dringt er durch das entgötterte und ameisenhafte Wirrsal des Heute, mit hingegebenem Ja und erbarmungslosem Nein, mit einer antikischen Unbedingtheit, und ruft seinen heimlichen Gott, seine Bilder erhöhten Menschenthumes, als Typen und Individuen, aus den Gegensätzen und Möglichkeiten, aus Wirklichkeiten und Wünschen hervor, die Fleischwerdungen jenes Gottes in unserer Luft: die echten Jünglinge und Fürsten, die Helden und Priester, die Treuen und Adeligen, und hält die heutigen Alleweltplattheiten und Mißformen gegen die großen Schatten der Geschichte. Einfach und stark sehen will er das Vielspältige, Verworrene, in großen Gegensätzen, aus einem Grundgefühl für die Urtriebe und ewigen Normen, die über alle Nuancen hinaus gelten.

Diesem Werk giebt Das seine einzige Stellung, von allem Künstlerischen abgesehen: daß hier, ohne Genießerthum und Geschmäcklerthum, ohne intellektuellen Fanatismus, der die Welt in Formeln sieht, ein fester, ja, unerbittlicher Mensch vom Herzen, nicht von den Nerven aus, die Erde ergreift, mit einem Glauben, der nicht aus Bedürfniß nach Glauben kommt, wie die meisten heute, sondern die nöthige Aeußerung noch unverbrauchter erdhafter Substanzen

ist. Diese Keuschheit bewahrt Georges Versen ihren Saft und ihren Duft. Eben weil er sich nicht selbst zum Reagens aller Reize und Schauer macht, nicht auf der Jagd nach Eindrücken ist (Erblaster auch der Feinsten von heute), steckt Alles noch als Kraft und Keim gespeichert in seiner Natur und seinen Gebilden. Beginnlich, keusch, zusammengehalten ist dieser Geist. Darum darf er, je weiter er vorschreitet, um so williger verzichten auf kostbare und verzierte Wortwahl, die in seinen Anfängen auffällig war und Viele verführt hat. Seiner Verse größte Macht ist heute ihre Dichte und Fülle, die zwingende Wucht ihres Ganges, der sogar konventionelle Wendungen ertrüge, ohne Schwächung. George dürfte heute, kraft seiner selbstgenugsamen Einfachheit, „Schmerz" und „Herz" reimen; er darf die schlichtesten Grundgefühle, im ungebrochenen Licht, vorrufen und nie wird er glatt, leer, abgebraucht wirken: so sehr spricht er von einer eigenen Mitte her. Die Sicherheit und sinnliche Fülle seines Rhythmus ist nur die Geberde einer einmaligen Seele. Daß die Welt heute wieder jünglinghaft, heldisch, fromm, nackt und einfach gesehen wird, ist uns wichtiger als tausend gute Absichten und tausend Nuancen. Denn nicht aus der Einsicht und nicht aus dem Geschmack, sondern aus den Instinkten kommt die Erneuerung; und die verkümmern vor lauter Weisheiten und Anweisungen. Die Hauptsache ist, daß Einer die Dinge so sieht und danach thut, nicht davon redet; daß Einer muß, nicht, daß Viele möchten; noththut uns das ganz unmoderne Schlagen des ursprünglichen Herzens, das große genaue Leben mit Himmel und Erde, mit Erde und Mensch, der Zusammenhang mit den gebärenden und zeugenden Wirklichkeiten. Von dieser Noth und ihrer Erlösung ist das Buch Georges voll. Eine ganze scheinhafte Welt von Vordergründen versinkt, sobald diese Stimme ertönt. Nicht aus einer dümmlichen Einfalt und bäuerlichen Stumpfheit freilich („Heimathkunst"!) darf die Vereinfachung kommen. Nur wer alle Versuchungen an sich erfahren hat, kann heilig werden Die völlige Durchdringung dieser entsetzlichen Vielheit und Wimmelei, das Wissen um alle Zersetzungen darf dem Vereinfacher nicht erspart werden. Unsere feinen modernen Geister, die besseren, sehen ihre Aufgabe darin, allen Reizen sich hinzugeben, sie wiederzugeben. Sie lassen sich brechen und freuen sich der bunteren Brechungen. Das ist nur Vorstufe; auch George ist über sie geschritten. Wer auf ihr stehen bleibt, verfällt mit dieser Uebergangswelt. Das ist Georges Werth, daß er trotz diesen Brechungen die Welt wieder grade schaut, das heilige Feuer rein durch Winde und Schlacken getragen hat.

„Der siebente Ring" ist in diesem unsterblichen Feuer geformt.

Dieses Werk ist gelöster als irgend ein früheres von George, gesättigt mit allen Beuten eines schweifenden, rastlosen und gefestigten Lebens, flaumig und ehern, summend und dröhnend, unbedingt und unverantwortlich; vom pindarischen Odenton bis zu den kindlich liedhaften Kadenzen, vom brennenden

Roth und abgründigen Azur bis zu nebelhaften Dämmertinten, vom wüthenden Begehr bis zum weichen Verzicht, vom beterhaften Aufschwung bis zum haßvollen Fluch berührt es alle Stufen der sinnlichen und geistigen Tonleiter. Dennoch ist es eine gedrungene Einheit, ein bis in die Nerven hinein architektonisch durchgefühltes Gefüge. Der Mensch, dessen persönlichste Haltung und Geste es festhält, indem es seine überpersönlichen Nöthe und Inhalte ausformt, ist von eiserner Geschlossenheit. Auch wo er am Menschlichsten und Nächsten redet, aus der heimlichen Mitte seines Wesens heraus, ist er am Meisten Stimme des Dämons, der ihn treibt und am Wenigsten Person. Er, der anfing als der Finder neuer Reize, der eigensinnige und verborgene Sänger geheimnißvoller und süßer Verse, ist heute der unnahbare Herr eines Geisterreiches, in das mit bloßer Geschmackskultur Niemand mehr eindringt. Sein neues Buch ist die Syntheſe einer allumfassenden, aber unbedingten Schöpferleidenschaft. Nicht von George kann es abhängen, ob er als ein letzter Verkörperer des dem Untergang geweihten heroischen Ideales oder als der Bote eines künftigen Eros, einer sich verjüngenden Menschlichkeit erscheinen wird.

Darmstadt. Dr. Friedrich Gundelfinger.

Anzeigen.

Ingeborg. Roman von Bernhard Kellermann.

Wenn man eine große Freude erlebt, so eine von denen, die die Seele weiter und besser machen, dann möchte man gern Alle daran theilnehmen lassen; wächst doch der eigene Genuß, wenn Andere mitgenießen. Diesen Drang habe ich selten so stark empfunden wie gestern, als ich Bernhard Kellermanns „Ingeborg" las. Wer ist Bernhard Kellermann? Der Name des Dichters war mir unbekannt; im Großen Brockhaus steht er noch nicht. Aber der Name wird bald mit Ehren genannt werden und Vielen als eine Freude im Ohr klingen.

Es ist eine einfache, süße und traurige Geschichte, von der diese Beichte des Fürsten Axel erzählt; ja, wenn es nur auf das äußere Geschehen ankäme, so wäre es kaum eine Geschichte. Fürst Axel lebt in einem alten Jagdschloß hoch droben im Bergwald. An einem Frühlingsmorgen tritt Ingeborg vor ihn, das wunderbare Kind des Waldes, die Tochter eines tiefsinnigen, grüblerischen Holzfällers, die auf einem nahen Schloß als Pflegekind des alten Grafen Flüggen zu einem Märchenbild des Liebreizes herangewachsen ist. Noch in dem selben Frühling werden Axel und Ingeborg einig; sie verleben auf Axels Schloß einen Sommer voll unsagbarer

Seligkeit. Ingeborg erkrankt auf den Tod; Axel pflegt sie mit leidenschaftlicher, bis zur Selbstaufopferung gesteigerter Hingabe. Sie wird gerettet. Aber in einem ihrer Fieberträume hat sie ihn Karl genannt, ihn mit seinem Freunde, dem Dichter Karl Bluthaupt, verwechselt. Den hatte Axel zu sich ins Schloß geladen, damit er sich am Glück des Freundes erfreue. Axel gewinnt es über sich, die Kranke zu beruhigen, indem er sie in ihrem Wahn erhält. Nach der Genesung verlebt sie mit Axel noch einen kurzen wehmuthvollen Nachsommer ihres Glückes. Aber die neue Macht ist in Ingeborg zu stark geworden; sie gesteht dem Dichter ihre Liebe. Der verläßt alsbald das Schloß, um nicht an dem Freund zum Verräther zu werden. Axel, der das Geständniß belauscht hat, giebt die Geliebte frei. Sie geht nach Paris, um sich zur Sängerin auszubilden. Dort heirathet sie später den berühmten Komponisten der Oper „Merlin".

Ingeborgs und Axels Lieben beginnt im Frühling und endet im Herbst Axel verzehrt sich in Sehnsucht und Trauer; dann sieht er Maria, Ingeborgs Schwester, am Sarge ihrer Mutter; er beginnt, sie liebzugewinnen; sie aber weist ihn ab, denn sie liebt einen Anderen. Axels Schloß geht in Flammen auf. Nach Jahren (Axel ist ruhig und zufrieden geworden, er wohnt in einer Hütte, die inmitten der weiten Steppe steht, ganz allein; wie die Wolken über den weiten Himmel streichen, so streichen die Stunden über ihn hinweg) schreibt er entsagend und versöhnt diese Erinnerungen an das Mädchen aus dem Walde nieder, das er nicht vergessen hat. „Es ist Nacht geworden": so schließt das Buch. „Ich liege im Grase, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und sehe den Sternen zu, die über den Himmel wandeln. Auch den Sternen im Nordwesten sehe ich zu. Es ist Nacht, kein Laut in der Steppe, am Himmel glänzen feierlich und schön die Sterne. Thau fällt auf jede Kreatur."

Eine einfache Geschichte. Wenige Personen; eigentlich nur Axel und Ingeborg; alle übrigen zwar scharf und lebensvoll gezeichnet, aber nur als Episoden; selbst Karl, der Freund Axels. Auch von Ingeborg und Axel erfahren wir kaum etwas Anderes, als daß sie einander eben lieben. Aber wie hat der Dichter verstanden, diese Geschichte in den Glanz und Duft der Poesie zu tauchen! Keine Schilderungen voll lodernder Sinnengluth; Alles ist keusch und zart; und dabei so stark, so innig, so ergreifend. Wie Axel und Ingeborg sich finden; wie ihre Seelen ineinanderwachsen; wie sich dann die Trennung mit furchtbarer, unabwendbarer Nothwendigkeit vollzieht. Wers nacherzählen wollte, müßte selbst ein Dichter sein. Dazu die wundervolle, im tiefsten Strom der Empfindung dahinrauschende Sprache, die berückende Pracht der Bilder. Ich wüßte nicht, was ich außer Lenaus oder etwa Stifters Natursymbolik damit vergleichen könnte. Immer wieder wurde in mir beim Lesen die wunderbare Frühlingsstimmung wach, die durch Petrarkas Erste Kanzone weht. Und das Alles ist so geschaut, so erlebt; das Alles haben wir ja selber erschaut und erlebt, wenn wir an einem Frühlingsmorgen über die Waldwiese schritten, wo jeder Halm und jede Blüthe von Thautropfen glänzte, wenn wir in der Sommernacht den Mond über den Fichten emporsteigen sahen und im Herbst die Wipfel der Buchen wehmüthig über uns rauschen hörten. Wir Alle haben es erlebt. Aber künden kann es nur der Dichter.

Soll ich nach so reichem Lob nun, als rechter Kritiker, auch ein Wenig tadeln? Meinetwegen. Singen wirklich die Lerchen in den weißen Sommermondscheinnächten? Wo kommen mit einmal die vielen Uhren her, da es doch keine Uhren

im Schloß giebt? Gleicht die Sommernacht wirklich einem nackten Kindchen im Moos, das mit einem brummelnden Bären spielt? Knattert der Donner wirklich, als springe ein diamantener Blitz eine klingende Stahltreppe hinab? Und läßt sich von den Sternen mit Fug sagen, daß sie vom Himmel fallen und auf den finsteren Aeckern zerspringen? Diese und ähnliche Auswüchse der Phantasie würde man gern missen; und weniger wäre auch in dieser Welt prangender Bilder manchmal mehr. Mitunter regt sich im Leser der leise Wunsch nach etwas rascherem Vorwärtskommen. Dennoch und trotzdem: Kellermanns „Ingeborg" ist ein wunderschönes Buch. Das vielleicht sehr unmodern ist, das aber Alle liebgewinnen werden, die sich noch nach einem Trunk aus dem Borne jener ältesten Poesie sehnen, die aus dem Lied der Vögel, aus dem Rauschen der Bäume und aus der Sehnsucht zweier Herzen zu einander quillt.

Fritz Werner.

Waldemar Bonsels: Mare, die Jugend eines Mädchens. F. Fontane & Co., Berlin. 3 Mark.

Detlev von Liliencron schrieb einige Worte über das Buch, das hier genannt ist. Ich las: „Ich habe selten bei einem Dichter eine so große Plastik der Darstellung gefunden wie bei Waldemar Bonsels." Ich besorgte mir das Buch und legte es, tief ergriffen und wie berauscht, mit der Gewißheit aus der Hand, daß ich bis auf den Grund meiner Seele erkannt und durchschaut, gewürdigt und gerichtet sei. Ich entsinne mich nicht, daß ein Buch über das Schicksal eines Mädchens mich je so ergriffen hat.

Es beginnt einfach. Alles scheint anspruchslos zu bleiben. Wie an klaren und ruhigen Bildern vorüber geht es durch die frühesten Jugendtage Mares hin. Mare ist das Kind eines verlassenen Fischermädchens; die Mutter stirbt früh. Das Meer fordert sie für sich. Durch ein Versehen heimkehrender Fischer wird sie im Nebel auf einer Sandbank statt an der Küste abgesetzt; der Nebel verschlingt ihre Hilferufe; in der steigenden Fluth des Meeres ertrinkt sie. Langsam, grausam und unerbittlich steigt das Meer, bis die stürmischen Wogen über sie hinschlagen; und früh auf dem weißen Sande der Küste finden Fischer ihre Leiche.

Wie ein Symbol steht der Tod der Mutter über Mares jungem Dasein; auch über ihr schlägt das Meer grausam, kalt und unerbittlich zusammen und vernichtet sie: das Meer des Lebens. Am Schluß des Buches, in Mares Fieberphantasien, kehren die Bilder vom Tod ihrer Mutter schattenhaft und gespenstig wieder; zu dumpfen, drohenden Wogen werden in ihren letzten Todesträumen die wilden und heißen Geschehnisse ihres kurzen Lebens. Sie sieht verzerrt und in ohnmächtigen Geberden von Schmerz und Begehren die Gestalten der Männer, die in ihre frühe und schutzlose Jugend drängten und sie zerstörten.

Mare ist das Kind einer unbewachten und freien Stunde, einer stolzen Gewährung. Nicht Liebe wollte ihr Entstehen, nur eine rasche, heiße Lust, rein in ihrer Unbefangenheit, unschuldig durch ihre Gluth. Und durch den Verlauf ihres kurzen und stürmisch bewegten Lebens geht wie eine einzige unendlich schmerzhafte Geberde die Sehnsucht nach Liebe. Und diese Sehnsucht, irrgeleitet und versprengt, ist es im tiefsten Grunde, die sie zerstört. Unschuldig, mit einem reichen Kinderherzen

begnadet, heiß und erhaben, stolz und gegeißelt durch ihr früh erwachtes Blut, steht dieses fremde Kind vor unseren Augen in seiner dämonischen Lieblichkeit Es ist, als sollte ihr nichts erspart bleiben, nichts von Allem, was ein Mädchenherz beseligen und erniedrigen kann. Und doch wieder scheint es, als habe nichts sie berührt, als blieben alle reinen und getrübten Begierden, die sich vor ihr erheben, machtlos und als schlügen sie zurück auf sich selbst. Tief in Mares Herzen steht das Empfinden für ihre edelste Bestimmung, halb bewußt, erkrankt und unendlich wehmüthig in seiner hilflosen Begierde. Erschütternd wirkt mitten im Taumel ihrer heißen Tage ihr kindlicher Ruf an die tote Mutter: „Mutter, warum sprichst Du nicht?"

Eine neue Welt geheimer Innerlichkeit eröffnet die feinsinnige und klare Psychologie dieses Dichters. Bonsels' Stil ist von einer zwingenden Kraft der Ueberzeugung und von solcher Fülle der Ausdrucksmittel, daß Stellen des Buches wie in einen Rausch von Licht und Farbe reißen. Johannes Schlaf schrieb einmal über die Stimmungskunst dieses jungen Holsteiners, daß sie der des Dänen Jens Peter Jacobsen würdig an die Seite gestellt werden könnte; diese Auffassung hat für mein Gefühl viel Richtiges, trifft aber das Wesentliche von Bonsels' bildnerischer Gestaltungskraft nicht. Unter dem Gefüge seiner Worte beginnen die Gegenstände seltsam und neuartig zu leben; nicht er verräth uns seine Träume über die Dinge, sondern es scheint, als sprächen die Dinge von ihren eigenen Träumen. Der Zauber dieser trotzigen und dennoch geschmeidigen Wortfülle erweckt die Natur zu einer seltsamen Lebendigkeit, deren Wesen geheimnißvoll und wahrhaftig berührt. Aber es scheint die Wahrheit tiefer Träume und alter Märchen zu sein.

Die Charaktere der Männer, die in Mares Leben kommen, sind mit einer feinen Kraft der Gestaltung nur in den knappen Umrissen dargestellt, die das Wesentliche ihrer Art geben. Hier bringt ein kurzes Wort, dort eine rasche That klärendes Licht. Es ist schwer nachweisbar, aus welchen Gründen und unter welchen Mitteln sie uns plastisch erscheinen und klar vor unsere Seele treten. Von Axel an, dem Knaben, der, halb ein Kind noch, seinen qualvollen Enttäuschungen grausam selbst im Tode ein Ende macht, bis zu Wermin, dessen Leben in einem schrillen Mißklang schließt. Bonsels' Art der Darstellung beruht zum Theil auf der sicheren Beschränkung, in der er sich versagt, näher auf seine Gestalten einzugehen. Der Phantasie des Lesenden ist viel freigelassen, nachdem ihr auf geheime Art der Weg eröffnet und gebahnt ist. Wie in einem weiten Abstand von allen Geschehnissen und von den Personen des Buches scheint uns der Verfasser durch ein Reich zu führen, in dem Alles geheimnißvoll und dennoch wirklich ist. Zu gewichtigen Symbolen werden darüber Figuren und Handlungen und über eine zärtliche Grausamkeit weht in diesem Buch der Hauch einer reinen Poesie.

Die Eigenart dieses Stiles, seine Leidenschaft und Würde, muthen wie etwas ganz Neues an. Und nie spielt diese farbige Wortkunst leer und ohne Inhalt durch die Zeilen, sondern die tiefbegründete Nothwendigkeit jeder Form verbürgt den Reichthum, die starken Kräfte eines besonderen Innenlebens und das Künstlerthum des jungen Autors.

Paula Rösler.

Neuliberalismus.

Psychologie und Liberalismus vertragen sich gar schlecht mit einander. Die wirklichen psychischen Triebkräfte des eigenen Stammes und fremder Völker richtig einzuschätzen, mit sicherem Instinkt die Imponderabilien zu werthen: Das war selten die Sache liberaler Politiker. Auch der jüngste Historiker und Theoretiker des österreichischen Liberalismus, Richard Charmatz, hat es nicht ganz vermocht.

Wie ein Leitmotiv zieht sich durch sein umfangreiches Buch*) die Behauptung, daß der alte österreichische Liberalismus zusammengebrochen sei und daß die Zukunft Oesterreichs von einem neuen, sozial regeren und national vernünftigeren Liberalismus abhänge. Der Liberalismus habe die Klassenpolitik der Sozialdemokratie nicht zu fürchten, zunächst schon, weil die österreichischen Sozialdemokraten aus anderem Holz geschnitzt seien als ihre deutschen Genossen. Adler und Renner seien mehr Wirklichkeitpolitiker als Bebel und Kautsky. Der Nationalitätenhader, verhängnißvoll für das Bürgerthum und die deutsche bürgerliche Politik, sei eine gute Schule für das Proletariat gewesen und habe die Augen für die politischen Möglichkeiten gestärkt. Ferner sei die Sozialdemokratie nicht zu fürchten, weil man heute ganz allgemein die natürlichen Grenzen ihrer Entwickelung, wenigstens in groben Umrissen, bestimmen könne. Oesterreich bedarf des industriellen Systems und einer der beiden Pfeiler des Industrialismus sei eben die österreichische Sozialdemokratie. Der andere Pfeiler soll erst in Zukunft errichtet werden durch das Zusammenschweißen und Zusammenschmieden der neuen Partei: des österreichischen Jungliberalismus. Man könnte auf den ersten Blick wähnen, daß nur ein Zusammenwirken und Zusammenarbeiten mit den bestehenden deutschbürgerlichen Parteien der neuen Gruppe eine erfolgreiche Thätigkeit verbürgen könnte. Doch Charmatz erklärt sich entschieden dagegen. „Nicht die Konzentration", sagt er wörtlich, sondern die „Regeneration des Parteiwesens bleibe das Ziel". Die neue Partei müsse dafür sorgen, daß Oesterreich auch wirklich zum Industriestaat heranreife. Dann würde sie mächtigen Zulauf aus den Schichten des kleinen Bürgerthumes erhalten, der größte Theil der Intellektuellen würde sich ihr anschließen und auch ein großer Teil des deutschen Großbürgerthumes mit ihr gehen. Solches Zusammenwirken aller Schichten des deutschen Volkes (mit Ausnahme der Lohnarbeiterklasse) sei aber nur möglich, wenn die neue Partei Industriepolitik, nicht Industriellenpolitik, treibe.

Plastisch genug tritt hier der Mangel an Psychologie, dieser alte Erbfehler des Liberalismus, ans Licht. Man kann dem Theoretiker nicht verargen, wenn er über praktische Probleme stolpert. Aber so viel historischen Sinn mußte Charmatz doch aufbringen, um hier wenigstens Schwierigkeiten zu sehen und nicht in einen Enthusiasmus zu verfallen, der zu seiner pessimistischen Behandlung des deutschen Bürgerthumes bis 1906 in grellstem Gegensatze steht. Charmatz sieht eben diese Schwierigkeiten nicht. Gewiß: der politischen Umformung Oesterreichs müßte eine Industrialisirung des alten Donaustaates vorangehen. Aber dann gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder diese Industrialisirung geht mit rein mechanischer Stoßkraft, gleichsam von selbst, vorwärts, es vollzieht sich ein rein wirthschaftlicher Prozeß: dann ist die Rolle des liberalen Bürgerthumes von vorn herein eine untergeordnete;

*) Deutsch-österreichische Politik, Leipzig, Dunker & Humblot, 1907.

oder die wirthschaftlichen Ansätze genügen nicht: dann muß der Industrialisirung ein rein politischer Umgestaltungprozeß vorangehen, damit das deutschliberale Bürgerthum zu einem wichtigeren Faktor im österreichischen Staatsleben werde. Dann aber ist das ganze Problem eine Frage des Menschenmaterials. Ist es nicht das selbe Bürgerthum, das uns bis zur Wahlreform als so morsch, national ungerecht werthend, kapitalistisch-oligarchisch, im selben Athemzug geschildert wurde? Und dieses Bürgerthum soll mit einem Schlag nun ein gewichtiger Faktor der Parteibildung werden? Natürlich giebt es auch in diesem Geltungbereich ernste Erziehungmöglichkeiten. Aber man muß sie uns wenigstens in deutlichen Umrissen zeigen. Industriepolitik: welche Gefahren lauern gerade da für eine rein bürgerliche Partei! Man vergesse nicht: Oesterreich besitzt keine politische Tradition. England und die kleine demokratische Schweiz können bürgerliche Parteien haben, die, um das Wort von Charmatz zu gebrauchen, Industriepolitik und nicht Industriellenpolitik treiben. Gerade diese Tradition müssen wir aber erst in langer und mühsäliger Arbeit hier in Oesterreich heranzüchten. Dann muß noch bemerkt werden, daß gerade der größere Wirklichkeitsinn der österreichischen sozialdemokratischen Führer einer solchen Politik hindernd in den Weg tritt. Ich will nicht etwa behaupten, daß die österreichische Sozialdemokratie opportunistisch ist. Doch unsere Adler und Genossen haben ihre großen Erfolge dem Verschleiern gewisser Proletarierforderungen zu danken Das erschwert ungemein die richtige Taktik des Jungliberalismus. Je vernünftiger die Sozialdemokratie ist, desto schwerer wird es den Liberalen, eine moderne und doch von der sozialdemokratischen grundsätzlich verschiedene Politik in all den Fragen zu treiben, wo es sich eben um gemeinsame Interessen des Staates handelt. Der Wirklichkeitsinn der sozialdemokratischen Führer und die Ueberreste des radikalen Nationalismus sind fast unüberwindliche Hindernisse für das Wirken des österreichischen Jungliberalismus.

Der schwache Psychologe Charmatz offenbart sich uns in seinen politischen Betrachtungen als einen recht tüchtigen Theoretiker. Sein Versuch, das Nationalitätenproblem zu lösen, wird die meisten Denkenden wenigstens zum Theil befriedigen. Längst schon hat sich in der Theorie das Prinzip der reinen Länderautonomie als überlebt erwiesen und die „nationale Autonomie" wird mehr und mehr die herrschende Doktrin des jüngeren Geschlechtes. Ihr Hauptvertreter ist der bekannte sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Renner. Professor Masaryk, Fabrikant Lang, die Rumänen Onciul und Popovic, Kadisch, Rappaport, Straucher und Lucian Brunner sind die verdienstvollsten Vertreter dieser Anschauung. Zu ihnen gehört auch Richard Charmatz. Auf zwei Wegen ist die nationale Autonomie zu verwirklichen. Während sich die Einen für das reine Personalitätprinzip als Grundlage jeder politischen Organisation in Oesterreich aussprechen, möchten sich Andere für einen Dualismus oder Parallelismus zwischen Territorialismus und Personalitätprinzip entscheiden. Das Personalitätprinzip ist die radikalere Methode. Theoretisch entscheide ich mich durchaus mit Renner für diesen Lösungversuch; nur so scheint mir ein wirklicher Schutz der nationalen Minderheit möglich. Aber manche Schwierigkeit gefährdet diesen Lösungversucht; und wenn mit anderen Autoren Charmatz sich für das halbe Territorialprinzip entscheidet, so muß betont werden, daß für eine lange Uebergangsperiode dieser Weg wahrscheinlich nicht zu vermeiden sein wird.

Noch werthvoller als die theoretischen Betrachtungen sind die rein historisch-

deskriptiven. Hier kann man Charmatz unumwunden loben. Ein ungeheures Material, zum größten Theil innerlich verarbeitet, fast bis in die kleinen Details klar gesichtet und geordnet, tritt uns entgegen. Nach einer kurzen Geschichte des Kurienparlamentes bekommen wir eine sehr interessante Charakteristik Schmerlings und eine knapp gehaltene Werthung der taaffischen Regirung und lernen die wirklichen Ursachen des Zusammenbruches der deutschliberalen Partei verstehen; die Programmlosigkeit der sich stets häutenden und nie wirklich umformenden Partei wird mit großer Schärfe erkannt, ihre nationale Einseitigkeit, ihre Unkenntniß des nationalen Gefüges Oesterreichs wird richtig analysirt. Auch die auswärtige Politik Oesterreichs wird von Charmatz in interessanter Weise behandelt. Auch hier verkennt er nicht die schweren Fehler, die der ältere Liberalismus gemacht hat, und hofft vom Erstarken des Jungliberalismus das Heil. „Der Neuliberalismus ist nicht nur eine Nothwendigkeit der inneren, sondern auch der äußeren Politik." Dieser Satz ist wohl nur in sehr bedingtem Sinn richtig. Gerade in der äußeren Politik haben konservative Staatsmänner oft mehr Glück gehabt als liberale. Darin freilich darf man Charmatz zustimmen: ein national versöhntes Oesterreich würde auch nach außen eine stärkere Machtstellung haben. Richtig ist die Bemerkung, daß der Staat, der weder direkt noch indirekt auf dem Balkan Fuß fassen will, die Herzen am Leichtesten erobert. Denn jeder Akt politischer Aufdringlichkeit ist auf diesem schlüpfrigen Boden besonders gefährlich. Ob aber auch die ganze Balkanpolitik Oesterreichs aufs Industrielle zugespitzt werden soll, ist eine sehr schwer zu beantwortende Frage. Daß es zu solchen Fragen anregt, ist immerhin ein Verdienst des Buches, dem leider nur der rechte Sinn für Wirklichkeitpolitik fehlt.

Wien. Dr. Paul Weisengrün.

Als Führer einer Lokomotive, als Verwalter eines Bahnhofes oder eines Schienenweges ist Niemand konservativ und ist Niemand liberal: Jedermann ist als Beamter dieser oder jeder anderen Art Techniker, Sachverständiger ... Auf allen Gebieten werden zwei Bestrebungen neben einander hergehen und hergehen müssen: die Einen wollen dafür sorgen, daß nichts Werthvolles sein Dasein verliere, seiner Existenzbedingungen beraubt, am freien Auswachsen seiner Kräfte gehindert werde; den Anderen liegt am Herzen, daß ein Sprossendes nicht darum, weil es neu ist, der Verachtung des bereits Anerkannten zum Opfer falle, daß ihm Raum, Licht, Luft, Wärme gewährt werde, sich zu erproben, daß es, wenn erprobt, eingereiht werde unter die Besitzthümer der Nation. Die Konservativen erhalten bereits vorhandene Kräfte in Kraft, die Liberalen sorgen, daß neu auftretende Kräfte sich als Kräfte frei ausweisen können. Hat sich das Neue bewährt, so geht es aus der Pflege der Liberalen in die der Konservativen über. Von einem Erhalten alles Bestehenden ist bei den Konservativen keine Rede: sie wenden ihre Fürsorge nicht dem Arbeitergebniß irgendwelcher Kräfte, sondern nur Kräften zu, also Dingen, welche sich selbst erhalten, wofern man ihnen die Bedingungen des Weiterlebens nicht entzieht: daß Dieses nicht geschehe, dafür sorgt die konservative Partei. Von einem Befördern alles Neuen ist bei den Liberalen keine Rede: sie wenden ihre Fürsorge dem Neuen nur insofern zu, als sie ihm Gelegenheit und Raum verschaffen, sich als berechtigt auszuweisen. (Paul de Lagarde.)

Literaturgeschichte.

Brauchen wir Literaturgeschichten? Um einmal die Kehrseite ganz schroff zu beleuchten, die man fast immer im Dunkel hält, bin ich versucht, ganz keck zu sagen: Nein. Natürlich wäre auch Das wieder einseitig, denn die geschichtliche Betrachtung der literarischen Erscheinungen ist ja eben so gut ein Ausfluß des natürlichen intellektuellen Bedürfnisses wie jede andere Wissenschaft auch. Aber brauchen wir Literaturgeschichten zur ästhetischen Bildung? Bis jetzt bejaht man die Frage so gewiß, als handelte sichs dabei um ein Axiom. Und doch: Immer, wenn ich ein neues, mehr oder minder stattliches Werk in die Hand bekomme, wird die Frage lästig: Was mag den Autor zu dieser Sammlung von Thatsachen und Urtheilen veranlaßt haben? Er will belehren, das Gute vom Schlechten sieben, das Urtheil der Geschichte, die Meinung der jeweiligen Gegenwart zu seinem Theil aussprechen. Das ist eine Meinung, die durch seine persönlichen Ab- und Zuneigungen mindestens eben so stark bestimmt wird wie durch die gesammte ästhetische Reaktion seiner Zeitgenossen auf die von dieser Meinung betroffenen Poeten. Er fühlt sich als einen Verwalter der literarischen Habe seines Volkes oder gar der Welt, er bucht das Inventar, er bewerthet es. Aber was leistet er damit? Wahrhaft Werthvolles?

Eine Literaturgeschichte, die glaubt, für sich allein und von sich aus das Keimen, Wachsen und Erblühen der Dichtung als einer Theilerscheinung des vollen Lebens verstehen zu lehren, bleibt eine papierne Sache. Eine Literaturgeschichte ist wohl nur dann von wahrhaft historischem Werth, wenn sie aus dem Verständniß des geistigen Gesammtlebens der Vergangenheiten heraus und in engster Verbindung mit ihrer Darstellung den dichterischen Niederschlag dieses einstigen Lebens darzustellen trachtet. Die Literaturgeschichte muß Kulturgeschichte werden, muß mehr und mehr den Sonderehrgeiz aufgeben, aus sich allein eine zureichende Erklärung für die literarische Entwickelung der Zeiten und Geister zu finden. Sie muß in der Weltgeschichte Unterschlupf suchen, und zwar so, daß auch sie Ausdruck der weltlichen Entwickelung wird, unlöslich verbunden mit dem Leben dieser Entwickelung und mit seiner Darstellung. Es scheint ein höchst anschauliches Beispiel für die Verwirrung, die durch die Arbeitstheilung der Wissenschaften im letzten Jahrhundert eingerissen ist, daß die spezialgeschichtlichen Längenschnitte so ungleich häufiger vorgenommen werden als die universal- oder nationalgeschichtlichen Querschnitte. Daß man uns die machtpolitische, die wirthschaftliche, die literarische, die künstlerische Geschichte etwa Deutschlands so und so oft in streng getrennten Kammern vorgesetzt hat und daß darüber der Sinn und die Anschauung des Lebens in seiner bunten Fülle und Geschlossenheit in die Brüche ging.

Zwar ließe sich auch eine Geschichte der Dichtung denken, die für sich allein bestehen könnte und jene Geschichten, die nur Stoffsammlungen sind, wirksam zu ergänzen hätte. Sie müßte ganz resolut die Entwickelung des Gestaltens, die Entwickelung der Form in den Vordergrund stellen, müßte an verwandten Stoffen die Wandlung der Formen und mit ihr naturgemäß die des Gehaltes festzustellen suchen. Eine Aufgabe, die sich nicht durch einfache Sitzarbeit erledigen ließe. Erst wenn durch sie gewisse Entwickelungskurven ästhetisch überzeugend festgestellt worden sind. durch mühsame Einzelbetrachtung und Analysirung, durch eine Methode der

einläßlichen Formvergleichung, die heute noch ganz in den Anfängen steckt, erst dann wäre es vielleicht Zeit, diese ästhetischen, nicht kulturgeschichtlichen Einzelergebnisse zusammenzufassen zu einer Gesammtdarstellung großen Stiles, die nur eine geschichtliche Psychologie der poetischen Formen durch die Jahrhunderte abzuwandeln hätte und so einen werthvollen Einzelbeitrag zur Psychologie der Weltgeschichte in allen ihren Formen geben könnte.

Einstweilen censiren wir die dichterischen Dokumente und ihre Urheber nur und meinen, den Geist der Geschichte zu beschwören, wenn wir einen gehörigen Haufen von Censuren oder Recensionen in dicke Bände sämmeln. Da bleibts unser Leiden, daß wir auch dann schulmeistern müssen, wenn wir über die Schulmeister schelten, wie es zum Beispiel Herr Eduard Engel in seiner neuen großen „Geschichte der deutschen Literatur" ganz gehörig thut. Gewiß: sein Buch ist kurzweiliger geschrieben als die meisten literarhistorischen Scharteken unserer Zeit. Und es ist ein ehrliches Buch. Der Autor bemüht sich, gerecht zu sein gegen die Stiefkinder der Literaturgeschichten, und hat daneben den Muth (ob mit Grund oder nicht), der heutigen schlechten Meinung etwa über Sudermann eben so entgegenzutreten wie der Begeisterung für Gerhart Hauptmann oder für den Dramatiker Hebbel. Ich bin kein Hauptmannschwärmer ohne Wenn und Aber; doch etwas besser ließe sich der Poet des „Friedensfestes" und des „Florian Geyer" wohl einschätzen als nur als ein Vorarbeiter, ein „Bodenlockerer für das neue Drama einer hoffentlich nahen Zukunft". Auf Sudermann dagegen fällt Engel mit Pauken und Trompeten herein: er sei „geistreich" im guten Sinn, er sage „kluge Dinge in den Formen höchster Bildung". Feuilletonbildung vielleicht und ein gewisser „gebildeter" Salongeist: wer Das für so ungemein werthvoll hält, macht seine ästhetische Urtheilskraft denn doch stark verdächtig. Die Dramen Hebbels würden vermuthlich nach einigen Menschenaltern ehrfürchtiges Staunen „an besonderen Gedenktagen" erregen; nur seine Gedichte würden leben. Herr Professor Engel hat in die großartige Welt Hebbels wohl nur von außen hineingeschaut. Die Romantiker haben es nach Engel zu keiner vollgiltigen Kunstschöpfung gebracht und die siebenziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts scheinen ihm literarisch durchaus nicht arm. Er spottet über „unsere Zeit der Romane schreibenden Psychophysik", was denn doch sehr billig ist, er kämpft gegen die Fremdwörter und für einen klaren faßlichen Stil, verschmäht aber freilich auch eine feinere und selbständige Begriffsbildung fast ganz. Wie weit es ihm möglich war, Alles selbst zu lesen, worüber er urtheilt, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er schrecklich viele Bücher über die Bücher gelesen, die er beurtheilen soll, und citirt nun fleißig und geschickt. Auch von der Arbeit der Zeitung, der periodischen Literatur und ihrer führenden Geister berichtet er. Das soll gern anerkannt sein. Aber im großen Ganzen ist sein dickes Buch ein wahrhaftes Dokument des gepriesenen gesunden Menschenverstandes, der seinen Mangel an Kunstgefühl und geschichtlichem Blick durch ein rüstiges Auftreten und Auskramen von Banalitäten nicht verdecken kann. Irgendwie weiter kommen wir mit solchen Werken nicht. Wer liest sie? Leute, die um eine Meinung verlegen sind, aber sich keine bilden wollen. Solche Bücher sind rechte Früchte unserer Zeit, die möglichst viel wissen will, deshalb nach Urtheilen verlangt, zur Arbeit um eigenes Erkennen keinen energischen Willen und keinen rechten Drang danach hat, all die Vorhänge von Papier vom stillen und starken Leben der Kunst selbst wegzuschieben.

Dresden. Eugen Kalkschmidt.

Bauernfang.

Nach Perioden großer spekulativer Erregungen pflegen Aenderungen in der Vertheilung des Besitzes einzutreten. Die schwachen Elemente erleiden Kapitalverluste; aber das Nationalvermögen wird nicht um die Einbußen, die Einzelne treffen, verkürzt, sondern die Besitzenden gruppiren sich nur anders. Das Geld strömt den Reichen zu; das Kapital sucht sich dem Kapital zu nähern. Wen treffen in der Hauptsache die Verluste mißglückter Spekulationen? Die breiten Massen. Deren Geld wandert in die Kassen der Unternehmer und Spekulanten. So vollzieht sich allmählich eine Expropriation, aber nicht im Sinn der Kommunisten, sondern im Geist des Kapitalismus. Und es ist sogar eine Expropriation der Expropriateure: die Bankiers, die dem Publikum genommen haben, werden von den Großbanken expropriirt. Und im Reich der Banken vollzieht sich allmählich eine Auslese der Tauglichsten: die angesehensten Institute ziehen Geld und Kundschaft der anderen an sich. Aus dem Mund eines Bankiers hörte ich neulich das Wort: „Merkwürdig: je schlechter die Geschäfte an der Börse gehen, je trüber die Situation für das Gros der Banken und Bankiers sich gestaltet, desto kräftiger wird die Position der Deutschen Bank." Les affaires, c'est l'argent des autres: die Wahrheit des Satzes, den Georg von Siemens so gern aussprach, ist in der Geschichte der Deutschen Bank bestätigt worden. Diese Bank ist das Centrum aller finanziellen Enteignungversuche. Darf man ihnen Erfolg wünschen? Das kapitalistische Monopol ist nicht weniger schädlich als Handels- und Industriemonopole; es erschwert die Finanzwirthschaft der Staaten, die ohne öffentliche Anleihen nicht durchkommen können und ein kaufkräftiges Publikum für die Staatsrenten brauchen. Die Kräfte nun, die den breiten Volksmassen den Kapitalbesitz entziehen, um ihn stärkeren Händen zuzuführen, sind die Förderer des „Spekulationwahnsinns". Diesen Ausdruck hat ein bekannter Arzt und Universitätprofessor in einer zum Nachdenken anregenden Brochure auf die Gesammtheit der Erscheinungen angewendet, die wir als ungesunde Spekulation bezeichnen. Der „Gambling Spirit", der Spielgeist der Engländer und Amerikaner, hat sich epidemisch ausgebreitet. Die Sucht, mühelos reich zu werden, ist eine Psychose, eine seelische Störung, die man aber eigentlich gar nicht mehr als solche kennzeichnen kann, weil die überwiegende Mehrheit der Menschen von ihr ergriffen ist. Welchen Besitzwechsel hat die Minenspekulation bewirkt! Milliarden sind dem Publikum durch die frivolen Enteigner, die schwindelhaften londoner Agenten und bucket shops, entlockt worden. In England fördert die unzulängliche Aktiengesetzgebung den Enteignungprozeß. Von den 40 000 Gesellschaften, die in den letzten zehn Jahren gegründet wurden, mußten 15 000 sehr bald wieder liquidiren; dabei ergab sich ein Verlust von etwa 5 Milliarden Mark. Oft ist der englischen Regirung gerathen worden, gegen die das Land diskreditirenden Finanzschwindler vorzugehen; die Antwort lautete stets, England habe keinen Grund, das Treiben zu hindern, das ja Geld ins Land bringe. Non olet. Warum soll, was Vespasian recht war, John Bull nicht billig sein? Es ist ein tragisches Schicksal der Deutschen, daß man sofort mit Fingern auf sie weist, wenn ihr Zinsfuß höher ist als der Satz anderer Länder (gewiß kein Verbrechen und sicher keine Tatsache, die den Kredit beeinträchtigen muß), während die fremden Nationen eifrig bemüht sind, das deutsche

Kapital zu expropriiren. London, Paris, Brüssel, Budapest wetteifern darin, dem dummen deutschen Sparer das Geld abzuschwindeln; und bei uns giebt man sich willig zu dieser Prozedur her. Wichtiger als die internationale Konferenz zur Abwehr des Kampfes ums Gold scheint mir die Gründung eines internationalen Schutzkomitees zur Bekämpfung des schwindelhaften Treibens der Börsen- und Finanzagenturen. Diese Schutzvereinigung müßte bei den verschiedenen Regirungen von Fall zu Fall darauf dringen, daß gegen die Verbreiter schädlicher, zur Spekulation aufreizender Offerten eingeschritten wird. Wenn, zum Beispiel, das Schutzkomitee gegen eine budapester Firma ausreichendes Material in Händen hätte, so müßte sie es durch die diplomatische Vertretung des Deutschen Reiches in Wien der österreichischen oder ungarischen Regirung unterbreiten und ein wirksames Einschreiten gegen den Schädling fordern. Grober, strafbarer Betrug ist meist schwer nachzuweisen; nur kluge (internationale) Präventivmaßregeln können helfen.

Ein heute beliebtes Schlagwort spricht von „finanzieller Kriegsbereitschaft". Man hat mehr als einmal umständlich erwogen, auf welche Weise die finanzielle Mobilmachung und deren Erfolg gesichert werden kann. Von den Mitteln zur Füllung des Goldreservoirs der Reichsbank bis zur Erhaltung oder gar Vermehrung des deutschen Besitzes an ausländischen Werthpapieren, die im Nothfall sofort zu Geld zu machen wären, sind alle erdenklichen Vorschläge durchberathen wurden; an die Nothwendigkeit des Kampfes gegen die Leute, die zu Spekulationen hetzen, wurde nicht gedacht, Was nützt dem Deutschen Reich ein Stock ausländischer Effekten für den Fall des Krieges, wenn vorher das schöne deutsche Geld durch tausend Kanäle ins Ausland fließt und dessen Kapitalkraft vermehrt? Nicht der hundertste Theil der Summen, die von Deutschen zum Erwerb englischer und amerikanischer Papiere aufgewendet werden, wird von Engländern und Amerikanern in deutschen Effekten angelegt. Und Deutschland bringt seine Anleihen leider doch viel schwerer unter als England. Die englische Regirung hat mit der Rückzahlung ihrer Schulden schon seit beinahe hundert Jahren begonnen; und als im April 1901 neue englische Konsols (60 Millionen £) ausgegeben wurden, waren fast fünfzig Jahre seit der letzten Konsolsemission vergangen (die Transvaalkriegsanleihen erschienen in der Form von Exchequer Bonds, die nach zehn Jahren rückzahlbar sind). Das Deutsche Reich dagegen hat von Jahr zu Jahr neue Anleihen zu den alten gehäuft und kann nicht an eine Tilgung dieser Schulden denken; es sind eben „ewige" Anleihen. Wo wäre im Kriegsfall das Geld leichter aufzubringen? Und diesem England fließen auch noch Hunderte von Millionen zu, die Deutsche sich von geschickten Agenten abschwindeln lassen.

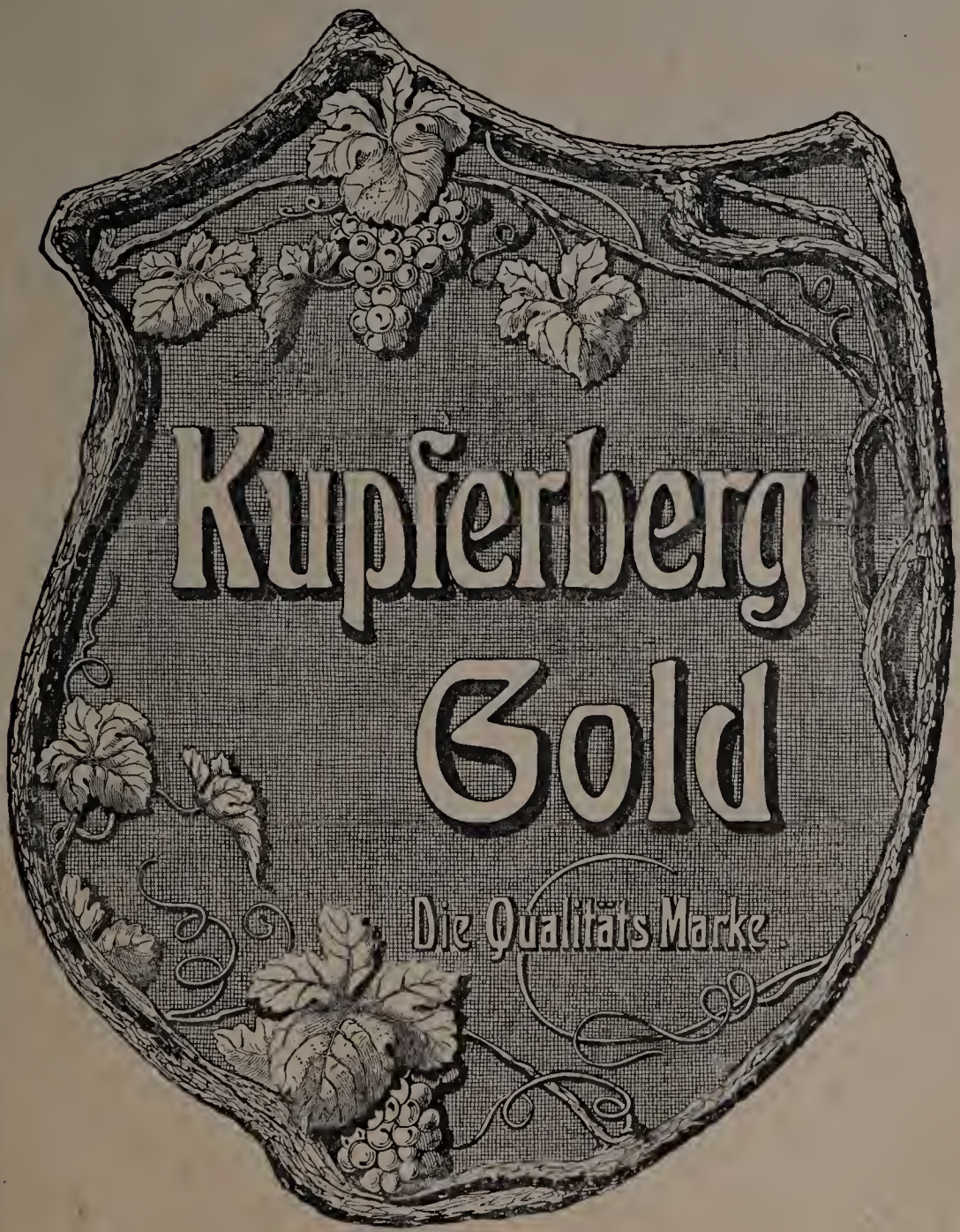
Den Ländern, denen das deutsche Geld zuströmt, kann es natürlich nur angenehm sein, wenn diese Quelle recht ergiebig bleibt. Sie denken deshalb nicht daran, den bucket shops das Handwerk zu legen. Wären wir in Deutschland auch so „glücklich", Schwindelfirmen zu beherbergen, die das auswärtige Kapital über die Grenze ziehen, so wäre bei den Brüdern an der Themse, Donau und Seine wohl eher Unterstützung zu finden. Da jedoch das deutsche „Greenhorn" das Hauptopfer ist, so sieht man draußen gemächlich zu. Wir müssen das Ausland an der empfindlichsten Stelle packen: an seinen Werthpapieren. Das ist ein heikler Punkt und ich weiß, daß mancher Praktiker, der sich mit der Frage des Besitzes fremder Effekten beschäftigt hat, wie Herr Bankier Max Warburg in Hamburg, für eine härtere Behandlung der ausländischen Werthpapiere schwerlich zu haben wäre. Doch

zunächst soll es sich ja nur um eine Drohung handeln, um den Versuch, den zum Schutz des Kapitals nothwendigen Maßregeln mehr Nachdruck zu geben. Den fremden Regirungen wäre mitzutheilen: Das Deutsche Reich muß die fremden Werthpapiere höher besteuern, wenn es nicht das gewünschte Entgegenkommen im Kampf gegen die Finanzfreibeuter findet. Jetzt werden ausländische Effekten erst beim Ueberschreiten der heimischen Grenze steuerpflichtig und die Steuer ist im Einzelnen nicht viel höher als die Abgabe auf inländische Werthpapiere; der Gesammtertrag bleibt auch relativ hinter dem der heimischen Effektenbesteuerung zurück. Wer seine Papiere im Ausland liegen läßt, braucht keine Steuer darauf zu bezahlen. Daher kommt es, daß die fremden Bankiers, deren Qualität oft recht zweifelhaft ist, nicht nur die Schuld an der Schädigung des deutschen Vermögens tragen, sondern auch die Gebühr für Vermittlung und Aufbewahrung der mit deutschem Geld erworbenen Effekten einstreichen. Deutschland kann die Steuer erhöhen und auf die im Ausland liegenden Papiere ausdehnen. Beide Maßregeln wären den fremden Staaten unbequem, weil ihr Nationalvermögen sich dann nicht mehr so schnell auf unsere Kosten vermehren würde. Wir müssen uns gegen die ausländischen Räuber schützen. Und müssen, gerade im Hinblick auf die „finanzielle Kriegsbereitschaft", auch bedenken, wie schwer das im Ausland liegende Kapital in kritischer Zeit zu realisiren ist.

Die Effektensteuer wird, mit Recht, von den Parteien bekämpft, die ein uneingeschränktes Börsengeschäft wünschen. Soll man ihre Anwendung nun aber unter allen Umständen verwerfen, selbst wenn sich Gutes damit wirken läßt? Thöricht wäre es, die Erhöhung der Steuer fürs Ausland zu verlangen, um dem Reich hier eine größere Einnahme zu schaffen. Aber zur Erlangung eines wirksamen internationalen Schutzes gegen die Hyänen des Effektenmarktes wäre dieses Mittel nicht zu schlecht. Der Trieb zur Spekulation ist nicht leicht auszuroden; immerhin sollte man versuchen, dem Ausland die Gelegenheit zu nehmen, sich durch Ausnutzen dieser Leidenschaft auf Kosten des deutschen Nationalvermögens zu bereichern. Bei der ersten Lesung des neuen Börsengesetzes ist dieses Moment nicht erwähnt worden. Man hält sich sklavisch an den Gebrauch der alten Schlagwörter und Keiner bemüht sich, den Fluß seiner Rede einmal in ein neues Bett zu leiten. Was innerhalb der deutschen Grenzen durch Spekulationen verloren wird, bleibt unter normalen Verhältnissen dem deutschen Vermögen erhalten; man sollte deshalb das inländische Spekulationgeschäft nicht hindern, dem ausländischen aber alle ersinnbaren Schwierigkeiten bereiten. Gesunde, erwachsene Menschen brauchen keinen Vormund. Das neue Börsengesetz ist nicht mehr so ausschließlich pädagogischen Zwecken gewidmet wie das vorige; aber die Parteien, die der Börse nicht grün sind, finden, daß die Schöpfer der Novelle zu „modern" gewesen seien und zu wenig Rücksicht auf die Unmündigkeit des Publikums genommen haben. Wenn diesen edlen Herren doch zu rechter Zeit noch die Erleuchtung käme, daß die weitere Pflege des Glaubens an die Mission zum Schutz der Schwachen unfehlbar zu einer Minderung des deutschen Vermögens durch das Ausland führen muß! Gerade weil der Trieb zum Spekuliren nicht zu unterdrücken ist, muß dafür gesorgt werden, daß er sich vernünftig und ohne Schaden für das Vaterland bethätigen kann. Diese Aufgabe sollte den Herren, die in der Kommission die Novelle zum Börsengesetz berathen, vorschweben. Das Termingeschäft darf sie nicht hypnotisiren; nur Unvernunft läßt sich von Gespenstern schrecken.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.


Kupferberg
Gold
Die Qualitäts Marke

„Im hyperkritischen Deutschland"

ist selten einmal ein Dichter in so liebenswürdiger, sympathischer Weise, so allgemein herzlich auf dem literarischen Plan begrüßt worden, wie der Schlesier

Paul Keller.

Sein neues Werk, das im Oktober erschien, hatte schon zu Weihnachten die 10. Auflage. Es ist der Roman

Der Sohn der Hagar.

Von den überaus freundlichen Besprechungen des Werkes in der Presse aller Teile des deutschen Sprachgebietes geben wir nur eine kleine Auslese.

Peter Rosegger im „Heimgarten": „Nicht nur das Buch des Jahres, vielleicht das Buch des Jahrzehnts, ja ein Buch, das in hundert Jahren noch verstanden werden kann . . . Wir haben einen großen Erzähler mehr."

Prof. Wichner (Volksbildungsblätter): „Ein Glück, ein seliges Genießen, herzinnige Rührung, tiefe Ergriffenheit und jeweils ein herzliches Auflachen ist mir geworden bei der Lektüre von Paul Kellers Roman."

Dr. A. Elster im „Litt. Centralblatt": „Ein Werk, das nicht nur inhaltlich reif, vollhaltig und erhebend im Künstlerischen und Menschlichen ist, sondern auch dank seiner Form zum Allerbesten gehört."

„National-Zeitung" Berlin: „Den Namen Paul Keller werden wir uns ins Gedächtnis prägen dürfen, denn wir haben es nicht nur mit dem zu tun, was man einen Romanschriftsteller, selbst einen mit hohem literarischen Ehrgeiz nennt, sondern mit einem Dichter, dessen Werk sich dem Besten der erzählenden Dichtung anreiht. Ich erwäge sehr wohl, ehe ich ein solches Urteil über einen „neuen Mann" ausspreche."

„Hamburger Nachrichten": „Ich stehe nicht an, es mit unverblümten Worten zu sagen, daß ich seit langem ein so hervorragendes Werk der erzählenden Literatur nicht gelesen habe."

„Der Bund", Bern: „All die bequemen Schlagwörter von „echter, vortrefflicher Heimatkunst", „psychologischer Vertiefung" und „humorvoller Darstellung" bei allem Ernst des Stoffes — leer und schal kommen sie dem Rezensenten vor. Solch feines unantastbares Kunstwerk ist dieses Buch."

„Abendzeitung", Augsburg: „In der Art, wie er unter dem unscheinbaren Einzelfalle das Allgemeine verkörpert, kommt Paul Keller seinem Landsmann Gerhard Hauptmann gleich, in der Art, wie er das Detail meistert, erinnert er an Dickens und sein Humor des Kleinen ist ganz Raabe'sche Kunst. Von allen, möchte man sagen, hat er etwas, und doch ist garnichts von Nachahmung in ihm, er ist eine ganz selbständige Künstlerpersönlichkeit.

Zu guter Letzt der Altmeister Wilhelm Raabe: „Den „Sohn der Hagar" habe ich mit Behagen gelesen. Das Buch wird seinen Weg machen und zwar mit Recht!"

Der Sohn der Hagar Preis broschiert M. 4 50, elegant gebunden M. 5.50. 10–15. Auflage

Früher erschien von Paul Keller:

Heimat. 6. Auflage. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Waldwinter. 12.—15. Auflage. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Das letzte Märchen. 7.—9. Auflage. M. 4.50, elegant geb M. 5.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Berlin und München.

Allgemeine Verlags-Gesellschaft
mit beschränkter Haftung

Fort mit der Feder!

Die neue **Liliput-Schreibmaschine**
ist das Schreibwerkzeug für jedermann.

Preis 38 Mark.

Neuestes Modell 3.

Ohne Erlernung sofort zu schreiben. Schrift so schön wie bei den teuersten Maschinen. Keine Weichgummitypen. Sofort und dauernd sichtbare Schrift. Auswechselbares Typenrad für fremde Sprachen. Vervielfältigungen mittels Durchschlag und viele andere Vorzüge. **Prämiiert auf allen beschickten Ausstellungen. Glänzende Anerkennungsschreiben** aus den **verschiedensten** Berufen.

Bitte verlangen Sie **heute noch** grat. u. frko. illustr. Prospekte nebst Anerk.-Schreiben von

Justin Wm. Bamberger & Co., Fabrik feinmech. Apparate
München 21, Lindwurmstrasse 129/131.

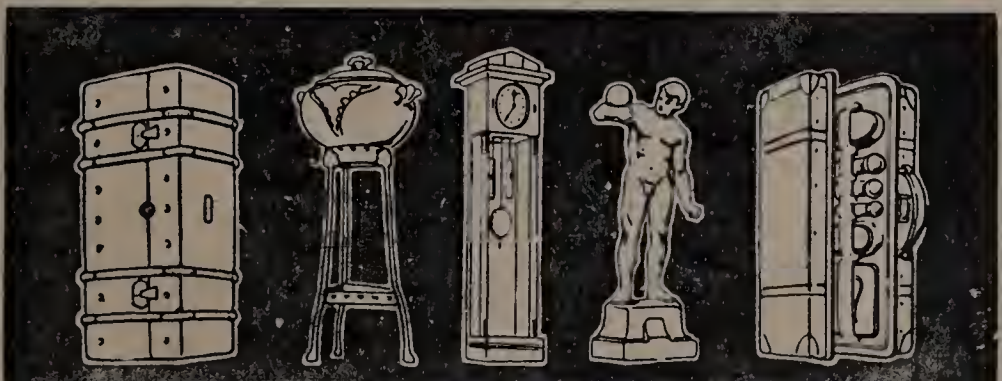
Wiederverkäufer überall gesucht!

M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapiere. Auskünfte kostenfrei.)

London E. C.
Gresham House Old Broad Street.

Telegraphic Address:
Offerendos, London.



Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaire, Echte Broncen, Kunstgewerbl. Gegenstände in Kupfer und Messing, Terrakotten Standuhren, Tafel-Bestecke, Tafel-Service, Beleuchtungskörper für Gas- u. elektrisch Licht.

Gegen bequeme Monatszahlungen.

Erstes Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- u. Luxus-Artikel geg. monatliche Amortisation liefert. — Katalog K kostenfr. — Für Beleuchtungskörper Spezialliste.

Stöckig & Co., Dresden-A. I. (f. Deutschland), **Bodenbach i. B. 2** (f. Österreich).

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, den 31./1. und Montag, den 3./2.
Was ihr wollt.
Sonnabend, den 1. und Sonntag, den 2./2.
Die Räuber.

Kammerspiele.

Freitag, den 31./1. 8 U. **Liebelei.**
Sonnabend, den 1. und Montag, den 3./2. 8 U.
Hochzeit
Sonntag, den 2./2. 8 U. Gyges und sein Ring
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 31./1. u. Montag, den 3./2. 8 Uhr
Sein Prinzesschen
Sonnabend, den 1./2. 8 U. Der gehörnte Siegfried u. Siegfrieds Tod.
Sonntag, d. 2./2. 8 U. Madame Sans Gène
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.
Das muss man seh'n!
Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender
Guido Thielscher a. D. — E. Withney a. D.
B. Darmand a. D. — Jos. Giampietro.
Henry Bender — Fritzi Massary
Jos. Josephi — Fritzi Schenke usw.

Cabaret Roland v. Berlin

Potsdamerstr. 127
Direktion: Schneider-Duncker
Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

Hotel und Café Dorotheenhof

Weingrosshandlung. Direktion: Richard Zernik
Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.

„Arkadia", Behrenstrasse 55–57. Im neuerbauten **Reunions:** „Moulin rouge" Jägerstrasse 63 a. — Sonntag, Mittwoch, Freitag.
Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).
Treffpunkt der vornehmen Welt
Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.
Terrains, Baustellen, Parzellierungen.
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.
Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.
Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:
Die Anton und Donat Herrnfeldsche Novität **Papa und Genossen** Komödie in 2 Akten.
Vorher: „Madame Wig-Wag"
mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.
Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.
Freitag, d. 31./1., Sonnab., d. 1., Sonntag, d. 2./1. 8 U. **Mandragola.**
Montag, den 3./2. 8 Uhr **Der Unsichere.**
Sonntag, Nachm 3 U. **Ein Puppenheim** (Nora)
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Lustspielhaus in Berlin
Freitag, d. 31./1., Sonnabend, d. 1., Sonntag, d. 2., Montag, d. 3. und Dienstag, d. 4./2. 8 U.
Panne
Sonntag, den 2./2. Nachm. 3 Uhr
Ein toller Einfall.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Berliner Theater.
Gastspiel des Neues Operetten Theater.
Freitag, den 31/1., Sonnabend, den 1., Sonntag, den 2., Montag, d. 3., Dienstag, d. 4./2. 8 U.
Blaubart.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Chat noir
Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.
Dir. Rudolph Nelson
Täglich 11 bis 2 Uhr Nachts
Neues Programm!
LENE LAND a. G.
Willi Prager a. G.

Theater Folies-Caprice
Berlins Tagesgespräch:
Mal was Anderes
Revue in 3 Bildern.
Dunkle Punkte.
Eine anständige Frau.
Anfang 8 Uhr.

FOLIES-BERGERE
Tel. I. 4739 Jägerstr. 63a
8½ Uhr Allabendlich 8½ Uhr
Gastspiel
Freiherr von Schlicht
(u. a. Meier's Hose)
und das
glänzende Januarprogramm
Preise der Plätze: 6, 5, 4, 3, 2 M.

Verfasser
von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buch orm, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Stottern heile unt. jed. Gar oft in 8 Tag. Abz. nach W. Anst. C. **Buchholz,** Hannover 2. Nordmannstr. 14.

Schriftsteller Bekannter Verlag übern. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten Aeuss. günst. Bedingungen. Offerten sub. J. 205. an **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.**

Gegr. 1880. **Otto A. Koch Nachfl.** Inhaber George Koch
Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.
Elegante Damenhüte
Auswahlsendungen auch nach Ausserhalb. Referenzen erbeten!

Flüssige
Somatose
Hervorragendstes
appetitanregendes und nervenstärkendes
Kräftigungsmittel.
Erhältlich in Apotheken und Droguerien.

Eheschliessung in England!
Prospekte gratis, Auslandsporto!
Brock & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

Dr. Möller's Sanatorium
Brosch. fr. Dresden-Loschwitz. Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroth.

Nervenschwäche der Männer
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 61. Bande der „Zukunft"
(Nr. 1—13. I. Quartal des XVI. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** od. **direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin** SW. 48, **Wilhelmstr. 3a**
entgegengenommen.

Saalecker Werkstätten
Gesellschaft mit beschränkter Haftung
ZWEIGNIEDERLASSUNG BERLIN
Victoriastrasse 23 (Nähe Potsdamer Brücke)
AUSSTELLUNG
PROF. SCHULTZE-NAUMBURG
Vollständig eingerichtete Wohnräume. Freie Besichtigung.

Meiningen
Bettenzahl. „Winterkuren". Sanatorium für Nervenkranke und Entziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Apostata
von **Maximilian Harden.**
7. bis 8. Tausend. **2 Bände à Mark 2.—.**
Inhalt vom **I. Band:** Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt. Mahadō. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?
Inhalt vom **II. Band:** Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamystik. Der 2½-Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.
Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien der **Schlussband** von
Geschichte d. öffentlichen Sittlichkeit in Russland.
Von **Bernh. Stern.**
ca. 700 Seiten mit 21 interess. Illustrationen M. 10.–, geb. M. 12.—
Inhalt: I. **Russ. Grausamkeit.** II. **Weib u. Ehe** (Hochzeitsbräuche und Lieder etc.) III. **Geschlechtliche Moral** (Probenächte u. Jungfernsch. Coitus u. Religion etc.) IV. **Prostitution, Perversität und Syphilis.** V. **Folklorist. Dokumente** (d. Erot. u. Obszöne in Literat. u. Karik., Sexuelles Lexikon, erot. u. obsz Sprichwörter, Lieder u. Erzählungen.
Bd. I. M. 7.—. Geb. M. 9.—. Beide Bde. falls zusammengekauft M. 15.—. Geb. M. 18.— Ausführl. Prosp. üb. d. hochinter. Werk gr. fr.
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Wald-Wohnung gesucht!
Wer ist so edelgesinnt u. biet. pens. ledig., ganz anspruchlos., schlesisch. Subalternbeamt., gr. Tierfreund, nur kleinere Reichspension beziehend, ohne jeglich. Vermög., in nicht teur. Gegd., waldige bevorzugt, ruhige, einfache, tunl. billige Wohnung **ohne** Beköstigung unt. **Heim** Expediton der Zukunft Berlin SW. 48. Pensionate ausgeschl. Familienanschluß wird nicht beansprucht.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

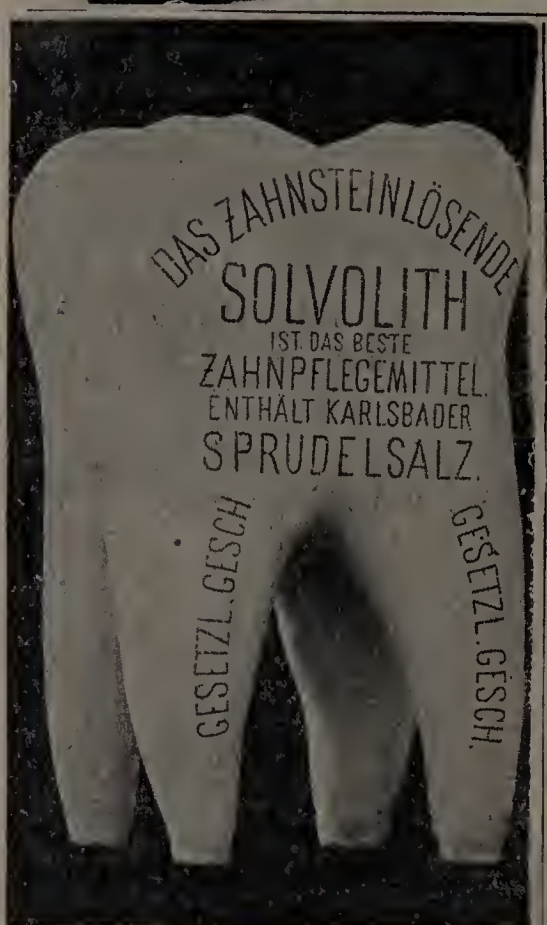
Die ererbten Anlagen und die Bemessung ihres Wertes für das politische Leben.
Von
Dr. phil. Walter Haecker,
Professor am Lehrerseminar in Nagold.
Preis: 5 Mark, geb. 6 Mark.
Deutsche Zeitung:
Ein ganz vortreffliches Buch. . . . Haecker gehört zu den Wenigen, die die beiden Gebiete, die sogen. Geisteswissenschaften und die Naturwissenschaften, hinreichend beherrschen, um ein maßgebendes Wort mitsprechen zu dürfen.

Zur gefl. Beachtung!
Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet des im Verlag von **A. Owen & Co., Leipzig-London** erscheinenden Buches
A. Gomoll, Die kapitalistische Mausefalle. Katechismus für Privatkapitalisten.
Ausserdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei des Verlages **Julius Hoffmann in Stuttgart** betreffend
Unbekannte Naturkräfte von **Camille Flammarion.**
Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtuug schenken zu wollen.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**

Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen
Ueberall zu haben.
Preis 85 Pfg. pro Schachtel.
Bitte auf die Schutzmarke zu achten

Gegen Husten & Heiserkeit.



Das **Solvolith** ist das Zahnpflegemittel der Fachleute und wird seit Jahren von zahlreichen Universitäts-Professoren und Fach-Autoritäten empfohlen. Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt.
Erhältlich in Apotheken, Drogerien etc.
Für Grossisten und Wiederverkäufer Anfragen an **Fritz Hermann, Karlsbad,** Palais Böhmische Escompte-Bank.

Winterkuren. — Frühjahrskuren.

Oberwaid
b. St. Gallen. (Schweiz)
Sanatorium ob. d. Bodensee,
auch zur **Erholung u. Nachkur. Physikal.-diätet. Heilweise** nach **Dr. Lahmann.** Subalpines mild. Klima. Herrl. Lage. Illustrierte Prospekte frei.

3 Verkäufe
grosser Objekte
vermittelten wir wieder
in 3—5 Wochen
nach Erteilung des Auftrages.
Wir suchen für weitere
kapitalkräftige Reflektanten
noch nachweisbar rentable **Fabriken, Engros- und Ladengeschäfte,** auch **Güter, Grundstücke** und **gewerbl. Unternehmen** zum
Ankauf oder Beteiligung.
Fischer & Kuhnert, Leipzig 11.
Für Käufer kostenfreier Nachweis nur solider Objekte in jeder Preislage und Branche über ganz Deutschland.

Die kapitalistische Mausefalle

von

A. Gomoll

König: Wie nennt ihr das Spiel?
Hamlet: Die Mausefalle Und wie das?
Metaphorisch- Shakespeare, Hamlet III 2

Katechismus für Privatkapitalisten

Verlag von A. Owen & Co Leipzig-London

Soeben erschienen! Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Hochaktuell für Beurteilung der gegenwärtigen Wirtschaftskrise!

Wer über die Bedeutung unserer oft und besonders gerade jetzt gespannten Wirtschaftsverhältnisse aufgeklärt sein will, lese

„Die Kapitalistische Mausefalle“ von A. Gomoll.

Schon der Titel des Buches besagt, dass diese Schrift nicht durch starre Begriffsformeln, sondern durch Bild und Beispiel lehrt. Durch Aufklärung über die mitspielenden Kräfte und ausschlaggebenden Gewalten bietet der **Katechismus** in erster Linie dem mit Börse und Bank in Verbindung stehenden **Privatkapitalisten** höchst beachtenswerte praktische Ratschläge und Vorsichtsmassregeln gegen Verluste und gegen die unheimliche im Geldsack lauernde Verführung.

Auf Grund vielfacher Erfahrungen veröffentlicht der Verfasser wertvolle Beobachtungen über das plutokratische Meisterschaftssystem des mobilen Kapitals an der Börse, wo — nach Proudhons Mahnung — Ökonomisten und Staatsmänner die verborgenen Triebfedern der Zivilisation aufsuchen und die Geheimnisse der Geschichte zu lösen suchen sollten, um die Ausbrüche der unterirdischen Gewalten vorauszusehen. Die Erörterungen des Verfassers nehmen von der Zentralstelle aller Börsengeschäfte und allen — Börsenschwindels: London, ihren Ausgang. Durch ihre Gegenüberstellung mit den deutschen und amerikanischen Verhältnissen gewinnt der Leser den für Beurteilung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage nötigen Überblick. Die verwickelsten Zustände sind in klaren Übersichten zur Anschauung gebracht, häufig mit einem charakteristischen Wort und in wenigen Grundzügen wichtige Zeitmomente und Wirtschaftsverhältnisse beleuchtet In Verbindung mit seiner praktischen Kenntnis hat der Verfasser die einschlägige Literatur sorgsam benutzt und die besten Autoritäten aus den verschiedenen Parteilagern herangezogen. Es lässt sich deshalb wohl behaupten, dass das Werk ebensowohl für Fachgelehrte und Fachbeamte, als auch für Industrielle und Kaufleute in Betracht kommt. Mehr jedoch als all das spricht für das Buch des Verfassers unbestechliche Wahrheitsliebe und absolute Unabhängigkeit.

Bestellzettel.

Von der Buchhandlung .....

bestelle ich hiermit aus dem Verlage von **A. Owen & Co.** (Carl **von Taborsky) London** und **Leipzig,** Querstrasse 21/23:

..... **Gomoll, Mausefalle,** gebd. M. 4.—, brosch. M 3.—.

Name und Adresse:

.....

Max Ulrich & Co.,

Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:
No. 675 Direktion.
„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
„ 7914
„ 7915 } Kuxenabteilung.
„ 7916

Telegramme: Ulricus.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9—1 und 3—5 Uhr.

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4—6.

Fern dem Alltag.

Menschen, die mitten im geschäftigen Treiben nach tieferer Befriedigung suchen, interessieren sich für die sehr zeitgemässen Charakterschilderungen durch den Psychographologen P. P. L. Schon seit 1890 liefert P. P. L. grosszügige **Charakterbeurteilungen nach eingesendeten Schriftstücken.** Der Alltagsgraphologie stehen diese künstlerischen Seelen-Analysen ferne. Wegen Honorarbedingungen und **Gratis-Prospekt** wenden Sie sich direkt an diese Adresse:
P. Paul Liebe, Schriftsteller, **Augsburg I.**

Dr. Hofmann's Kuranstalt

für Herz- und Nervenkranke

Berlin W.

Schöneberger Ufer 20, part., an der Potsdamer Brücke.

Sprechstunde 10—1 und 3—5.

Bad Nauheim, Bismarckstr. 1.

Original Englische Arbeit

Keine Fabrik in Deutschland

Herbst- u. Winterkur!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Woche von M. 60.— ab.

„Sanatorium Zackental"

(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende. Wintersport. **Nach allen Errungenschaften der Neuzeit** eingerichtet. **Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres Dr. med. **Bartsch,** dirig. Arzt daselbst oder **Administration in Berlin S.W., Möckernstr. 118.**

3 Millionen Flaschen Henkell Trocken

(genau 3,431,306 ganze u. halbe Flaschen)

Unsere Füllung pro 1907 erreichte die mächtige Höhe von über 3 Millionen Flaschen

Henkell Trocken etc.

(genau 3,431,306 ganze und halbe Flaschen).

Gleich unseren früheren Produktionen übersteigt auch diese Füllung unsere Verkäufe nicht unwesentlich, sodass unsere gewaltigen Reserven zwecks vollkommenster Ablagerung auch im vergangenen Jahre wiederum bedeutend verstärkt wurden.

Henkell & Co.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.

XVI. Jahrg. Berlin, den 4. April 1908. Nr. 27.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Koryphäe	1
Lichtenberg. Von Friedrich Gundelfinger	8
Ruf der Reichenau. Von Marie von Bunsen	15
Selbstanzeigen. Von Richard Voß und Hugo Salus	22
Englische Malermeister. Von Julius Meier-Graefe	25
Papa. Von Ernst Pilger	36
Neue Sorgen. Von Ladon	37

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 8a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei
9—4 Uhr.

Circus Busch am Bahnhof Börse
Täglich Abends 7½ Uhr.
Auf der Hallig Original Manege-Schaustück des Circus Busch.
Besonders hervorzuheben: **Riesen-Illusions-Akt unter Wasser.**
Darnett-Family (5 Pers.). Salon u. Manca (Equilibristen). Austral. Holzfäller. Gust. Stensbeck a. G.

EMIL JACOBY
„Herz-Schuhe"

Friedrich-Strasse 70
Franko Versand nach den Vororten
Leipzigerstr. 120
Schillstrasse 11a

Mädler's Patent-Koffer
unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche
Reise-Artikel und Lederwaren
Moritz Mädler

Leipzig	Berlin	Hamburg	Frankfurt a. M.
Peterstr. 8	Leipzigerstr. 101/2	Nenerwall 84	Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. April 1908.

Korypho.

Von Venedig nach Korfu brauchen die Dampfer der Navigazione Generale Italiana ungefähr neunzig Stunden. Zeit genug, unterm Sonnensegel den Lehren alter Geschichte nachzuträumen. Diesen Weg fuhren vor neunhundert Jahren die Schiffe des Herzogs von Venetien und Dalmatien; als sie dem von den Normannen bedrängten Basileus Hilfe gebracht hatten, durfte Vitale Falieri sich gar Herrn von Istrien nennen. Ein Dandolo zog als Sieger in die Stadt Konstantins, nahm Kandia, stärkte im Aegäischen und im Jonischen Meer die Macht der Republik. Ein anderer Dandolo befahl den Galeeren, die von den Genuesen geschlagen wurden. Achtzig Jahre danach erst ward die Rache möglich: die Veneter siegten über Genuas Flotte und Heer und konnten in Turin der Handelsrivalin den Frieden diktiren. Um diese Zeit wurde Korfu zum zweiten Mal die Beute des geflügelten Markuslöwen. Dalmatien aber war im Kriege gegen Ungarn verloren worden. Und je weiter die Osmanen vordrangen, desto schmaler wurde das Herrschaftgebiet der Dogen. Die Laune Fortunens wechselte; doch zur Vormacht des Ostens konnte Venedig nie wieder werden, seit die Türken am Bosporus saßen und der Seeweg nach Ostindien gefunden war. In Dalmatien hat Morosinis Feldherrnleistung der Republik noch einmal zu Ansehen geholfen; Cypern und Kreta konnte auch er ihr nicht retten. Seit dem Frieden von Poscharewatz hat sie auf weltpolitisches Handeln verzichtet und heute gehört das Compartimento Veneto nicht zu den blühenden Provinzen. Die Macht der Republik ruhte, wie ihre Hauptstadt, auf einem Pfahlgerüst und konnte nur dauern, so lange der alten Toden

THE GETTY CENTER
LIBRARY

trotzende Wille einer Kriegerrasse das hölzerne Fundament gegen Sturmfluth und Wogenprall schirmte. Diese Rasse hat dem Oströmischen Reich gefehlt; drum war es verloren, als muthlose Schwächlinge den Sitz Konstantins erklettert hatten. Auch daran sollte auf diesem Seeweg der Reisende denken. Nikephoros Phokas, dem, nach den Siegen auf Kreta, bei Hierapolis und Aleppo, mit dem schönen Leib der Schänkendirne Theophano auch deren Witwengut, das Erbe der Armenierdynastie, zugefallen ist, lebt noch in seinem Heer und hält es in Athem. Kein Jahr ohne Krieg; kein Krieg ohne Lorber. Johannes Zimiskes, der im cubiculum die brünstige Theophano umarmt und den schlafenden Kaiser tötet, schreitet als gekrönter Feldherr in noch helleren Glanz: wehrt dem Romäerreich die Slavengefahr ab und sichert ihm für zwei Jahrhunderte das Leben. „Vor dem Grimm des Zimiskes erbebten die Völker. Vor ihm flohen die Sarazenen und die Armenier. Die Perser baten ihn um Gnade. Bis nach Edessa zog er und bis an den Euphrat. Die Rosse seines Heeres zerstampften die Saat der Syrer und Phöniker. Wo in Feindesland Etwas wuchs, da mähte, gleich der Sichel, das Schwert der Christen." So hat der Mönch Georgios das Lebenswerk dieses Basileus geschildert. Zwei Helden folgt ein dritter: unter dem starken, tollkühnen Barbaren Basileios erreicht Byzanz den Gipfel der Macht. Dann geht es bergab. Der achte Konstantin ist kein Soldat und überläßt das Heer den Hofleuten. Der neunte vergeudet sein Geld an Luxusbauten und Wissenschaftspielerei und läßt die Armee darben. Die Normannen dringen vor und entreißen Ostrom, was Justinian ihm gewonnen hat. Die in ihrem Selbstgefühl beleidigten Generale empören sich und rufen den (einem Höfling geopferten) Feldherrn Isaak Kommenos zum Kaiser aus; einen schweigsamen Greis, der mit einem Wink zu befehlen versteht, die Bürde des Amtes aber nicht lange trägt. Redner und Rechner, Schreiber und Träumer folgen. Frieden um jeden Preis: so lautet bald die Losung. Das Reich verbürgerlicht sich und die herrschende Bureaukratie blickt mit verächtlichem Lächeln auf die Tage des „rohen Militarismus" zurück. Auch nach dem Schicksalstag von Mantzikert, nach dem Verlust von Armenien und Kappadokien wird die Phrase nicht entthront. Ringsum Feinde; und früh und spät dennoch der Ruf nach Frieden. Noch einmal rettet die Armee das Reich: sie krönt in der Sophienkirche den kriegerischen Komnenen Alexios. Der befreit das Land von den Normannen, schlägt bei Korfu, im Bunde mit den Venetern, ihre Flotte und erobert den Westen Kleinasiens zurück. Doch der Glanz währt nicht mehr lange. Der Militarismus ist bekämpft, der Byzantinismus gezüchtet worden. In Ost und West lauert die

Feindschaft. Germanen, Slaven, Islam: für das Reich schwatzender Memmen ists zu viel. Selbst die tüchtigen Regenten können nur für kurze Zeit noch das Unheil aufhalten. Unter dem Kalimafkon, dem prächtig wallenden Trauerschleier, verwest der Leib des von großen Kriegern und Organisatoren geschaffenen Staates. Noch jauchzt das bethörte Volk dem Kaiser zu, der in pomphaftem Zug durch die Straßen schreitet. Jauchzt noch, als Mohammeds Janitscharen schon zum Sturmlauf vorrücken. Das Kreuz auf der Sophienkirche schützt sicher selbst in schlimmster Wettersgefahr. Sicher. Da fällt das Kreuz; muß dem Halbmond weichen. Der Gaukelglanz der Großmacht ist längst fahl geworden. Nun versinkt Ostrom; das Griechenreich war einmal. Und von dem Basileus erbt der Zar der Moskowiter, der die Palaeologentochter freit, den Stirnreif des Konstantinos Monomachos. So welken Weltreiche, die das Schwert schuf, das Schwert nur erhalten konnte . . . Otranto, das der zehnte Konstantin, der Rechenmeister, verlor. Koryphо, das Isaak Angelos zurückgewann. Bis hierher flogen einst die Adler von Byzanz. Schon rasselt die Ankerkette.

Im Hafen läßt der Zugereiste sich den Aufruf des Bürgermeisters von Korfu übersetzen. „Auf den Deutschen Kaiser lauscht und schaut die Welt. Er ist die größte Gestalt des Jahrhunderts." Da stehts. Und doch ist ein Halbjahrtausend verstrichen, seit die Byzantiner hier herrschten. „Der Deutsche Kaiser ist an glänzenden Empfang gewöhnt; zeigt ihm, daß die Empfindung echt ist, die Euch aufjubeln läßt." Ihr kennt ihn zwar nicht; doch er bringt Geld ins Eiland. Ackerbau, Fischerei, Viehzucht, Gewerbe: Alles ziemlich dürftig. Wenn der Kaiser oft herkommt, hebt sich die Fremdenindustrie. Zeigt also flink, daß Eure Empfindung echt ist. Das Material, das bei Gasturi für den Aufputz des Achilleion und für das neue Hofherrenhaus verwandt wird, ist nicht echt. Der Kaiser will, daß Alles fertig sei. Rabitzwände und Coulissen müssen aushelfen. (Ein Hausminister ist der eiligen und kostspieligen Pflicht entflohen; fand die Last einer neuen Hofhaltungstätte allzu schwer. Aus dem Munde des Oberhofmarschalls, der sie jetzt trägt, hörtet Ihr keinen Seufzer. Die Civilliste wird nächstens ja doch erhöht.) Dennoch mußte die Ankunft verzögert werden. Hundert Menschen, allerhöchste, höchste und hohe Herrschaften, wollen standesgemäß untergebracht sein. Die Insulaner können's kaum erwarten. Solche Ernte ward der Eparchie Kerkyra niemals. Hundert aus Berlin; zwei deutsche Kriegsschiffe und ein Depeschenboot. Aus Athen kommt der König mit Frau und Kindern. Und King Edward schickt (zur Aufsicht?) zwei Panzerschiffe.

Ein Jahr ists her (fast auf den Tag): da sprach unser getreuer Freund Cirmeni in der turiner Stampa die Hoffnung aus, Victor Emanuels Besuch

in Athen werde bewirken, daß Griechenland sich den anderen Balkanstaaten anschließe, die unter britischem Patronat Italiens Abwehr österreichischer Pläne unterstützen wollen. So laut war Italiens Interesse an den Balkanfragen kaum je vorher noch betont worden. Nun hat Wilhelm den Sohn Umbertos in Venedig besucht. Sie blieben nicht lange beisammen und die Luft erwärmte sich nicht. Immerhin gabs Besichtigungen italienischer Kriegsschiffe und Gespräche mit Admiralen. Gleich danach Begegnung mit dem Hellenenkönig. Ein Edler hat im Savoyerreich behauptet, vom Deutschen Kaiser zu der Erklärung ermächtigt zu sein, in Albanien sei von den Oesterreichern nichts zu fürchten. Nach dem Verkehr mit den Königen von Italien und Griechenland vielleicht noch ein Ausflug an die albanische Küste (der die nach einer Anleihe lechzende Türkei Geld kosten würde)? Das könnte in Wien verstimmen; im Haus des Thronfolgers mehr noch als in der Hofburg oder Schönbrunn. Deshalb hat Fürst Bülow gerade jetzt den Besuch des Freiherrn von Aehrenthal erwidert. Die Zeit war klug gewählt. Gar zu hitzig brauchen wir nach Algesiras um Italiens Gunst nicht zu werben. Und weil er nach Wien wollte, hat der Kanzler diesmal im Reichstag deutlicher gesprochen, als er sonst zu thun pflegt. Ueber die Reformvorschläge für Makedonien. Was drum und dran hing, war unbeträchtlich; Zweck und Ziel der Rede ein Satz: „Man kann von uns keinen Enthusiasmus für Vorschläge erwarten, die wir nicht für wirksam oder die wir gar für gefährlich halten; dazu rechnen wir Neuerungen, die des Sultans Landeshoheit gefährden und dadurch die mohammedanische Bevölkerung der Türkei zum Aeußersten reizen würden." Drei Wochen vorher hatte Sir Edward Grey empfohlen, in den vom Aufruhr bedrohten Wilajets die Zahl der türkischen Truppen zu verringern und die Verwaltung Makedoniens einem vom Sultan unabhängigen Generalgouverneur anzuvertrauen. Die Ablehnung dieses Vorschlages (dessen Annahme in London nicht erwartet wurde und der wohl nur die überlieferte liberale Balkanpolitik fortsetzen sollte) konnte Deutschland den stärker interessirten Ostmächten überlassen. Doch der Kanzler wollte nicht mit leeren Händen nach Wien kommen; wollte dem Erzherzog Franz Ferdinand zeigen, daß er auch in den Tagen des venezianischen Jubels zwischen West und Ost zu optiren wagt, und dem Freiherrn von Aehrenthal, daß der Weg zu einem den Osmanenbesitz freundlich schonenden Dreikaiserbündniß frei ist. Oesterreich hörte nur frohe Botschaft. Mit oder ohne Mürzsteger Programm: das Deutsche Reich steht zu dem Verbündeten. Schielt nicht nach Westen. Freut sich des Sandschakbahnplanes. Und hütet sich, den jungen Stolz Franz Ferdinands und seiner Leute zu kränken. Eine Stimme,

die offiziös klang, hatte gesagt, Graf Pourtalès sei angewiesen worden, in Petersburg für Aehrenthals Bahnprojekt zu wirken. Aus Wien kam (in etwas gereiztem Ton) die Antwort, Deutschlands Hilfe sei nicht erbeten, der Plan den berliner Herren nicht früher als anderen Regirungen mitgetheilt worden. (Also: kein Verlangen nach einem „brillanten Sekundanten".) Das hat Fürst Bülow sich gemerkt und, bevor er nach Wien fuhr, „ausdrücklich festgestellt, daß wir in dieser Frage Oesterreich-Ungarn unseren Rath und unsere Unterstützung weder aufgedrängt haben noch von Oesterreich-Ungarn darum angegangen worden sind". Felix Austria! Schon spürt man, daß der greise Kaiser einen Theil des Reichsgeschäftes dem Erben übertragen hat. Oesterreich läßt sich nicht einmal mehr den Schein einer berliner Vormundschaft gefallen.

Der Versuch, den Balkanfragen während der Zeit russischer Schwäche die Antwort zu finden, wird einstweilen nicht gelingen. Nicht, wenn Occident und Orient getrennt bleiben. Die Westmächte vermögen ohne Hilfe nicht viel; die Welt sieht anders aus als in den Krimkriegstagen. Wie Rußland sich stellen wird: that is the question. Die Politik Iswolskijs dünkt manchen Kollegen zu britisch. Doch Benkendorf wäre nicht minder anglophil (vielleicht noch mehr). Eduard soll ernstlich an eine Reise nach Petersburg denken. Die Firma Baring Brothers, das konservativste Bankhaus Englands, hat eine moskauer Anleihe übernommen. Zeichen und Wunder. Daß den russischen Schiffen die Meerengen geöffnet werden, ist gewiß. England hat viel zu bieten (auch französisches Geld) und wird den Russen, die in Ruhe was Gutes schmausen möchten, nicht zumuthen, auch in Europa pour le roi d'Angleterre zu arbeiten. Vorn sieht man und hört nur das Europäische Konzert; hinten wird geschäftig verhandelt und Keiner kann genau voraussagen, welche Gruppirung wir übermorgen erblicken werden. Ist Oesterreich mit Italien ganz einig? Trotzdem Aehrenthal jusqu'au delà de Mitrowitza vorgegangen ist und Ueskueb nun nicht mehr in die italienische Einflußsphäre fallen kann? Zu schwächlicher Nachgiebigkeit wird Franz Ferdinand (mit Conrad von Hötzendorf als militärischem Berather) nicht zu haben sein. Herr Tittoni hat schon am zehnten März in der Kammer recht sanft geredet. Die Hoffnung, das Europäische Konzert werde sich zur selben Zeit und mit der selben Kraft für den Bau aller geplanten Balkanbahnen beim Sultan einsetzen, hegt er wohl kaum noch. Hat aber in London und Petersburg gute Freunde. Unser Platz ist nicht schlecht gewählt. Was uns unangenehm werden konnte (Aenderung des Balkanstatus ohne Mitwirkung Rußlands), ist fürs Erste nicht zu fürchten. Und geht Rußland mit den Westmächten, dann sitzen wir nicht allein in der Kälte und sind assekurirt.

Die Rede des Kanzlers zwang also nicht zu Tadel noch Hohn. Sie ging über Geschehenes mit bescheidenem Anstand hinweg und suchte in einem wichtigen Bereich neue Möglichkeiten zu sichern. Auch von einem zu stolzerem Selbstbewußtsein erwachenden, zur Wahrung seiner Wirthschaftzukunft entschlossenen Oesterreich weichen wir nicht; vergessen niemals, daß Italien zum franko-britischen Concern gehört; und lassen uns weder von der monegassischen Hoheit noch von dem ubiquitären Herrn Jacob und Versöhnungfestgästen ähnlichen Schlages zur Umwerbung Frankreichs verleiten. Bleibts dabei? Dann braucht der Deutsche nicht mehr bitter zu lächeln, wenn er den Kanzler von der Festigkeit, Stetigkeit, Einheitlichkeit der Reichspolitik reden hört. Darf er kaum noch über den Mangel an schöpferischen Gedanken klagen. Nützliches ist jetzt ja nicht zu thun; die einstweilen letzte Gelegenheit verpaßt. Still sein und warten: eine andere Losung kann es heute nicht geben. Bleibts wirklich dabei? Zweifel sind erlaubt. Der für das Ohr eines Thronerben bestimmte Haupttheil der Rede klang gut; der Rest hatte den alten Ton, der Beifall sucht, doch nirgends Glauben findet. Fürst Bülow weiß, daß die Behauptung, der deutsche Flottenbau (der England zunächst mindestens zu unbequemen Geldopfern zwingt) brauche das Inselreich Eduards nicht zu bekümmern, keinen Briten je überzeugen wird. Dennoch wiederholt er sie, so oft er über die internationale Politik zu sprechen beginnt. Er weiß auch, daß der von Wilhelm an Lord Tweedmouth geschriebene Brief drüben noch nicht vergessen ist: und redet, als handle sichs um die harmloseste, alltäglichste Sache von der Welt. „Ein Privatbrief, meine Herren." Der Deutsche Kaiser schreibt an den Ersten Lord der Admiralität über die englische und die deutsche Flotte: ein Privatbrief. „Ein Bethätigungrecht, das von allen Souverainen beansprucht wird und das Niemand unserem Kaiser beschränken darf." Daß Eduard mit Iswolskij, Franz Joseph mit Tittoni Briefe ähnlichen Inhaltes wechselt, wird nicht leicht Einer glauben. Und Mancher wünschen, der Kanzler möge seinem Herrn von solcher Bethätigung dringend abrathen. Als Bismarck in Petersburg beglaubigt war, sagte ihm Gortschakow in einer Angststunde: „Nur zwei Menschen kennen die Politik des Kabinets: der Kaiser, der sie macht, und ich, der sie vorbereite und ausführe; Seine Majestät ist sehr verschwiegen und ich sage nur, was ich will." Der kleine Kanzler schlotterte bei dem Gedanken, Alexander könne hinter seinem Rücken mit Hugo Münster (der am russischen Hof Militärbevollmächtigter gewesen war) als mit dem berliner Vertrauensmann unterhandeln. „Münster hatte hier unter dem hochseligen Herrn eine Stellung, die für einen Ausländer, wenn er auch dem befreundetsten Hof angehört, in den Augen jedes Russen unmöglich ist. Sie,

Herr Gesandter, haben den Takt gehabt, alle Nebenwege zu vermeiden, die Ihnen offen stehen konnten." So dachte der Berather des Selbstherrschers. Im Deutschen Reich hat der kaiserliche Minister an dem Geheimverkehr seines Herrn mit den Ressortchefs fremder Mächte nichts auszusetzen.

Darf drum auch nicht klagen, wenn von dem „Bethätigungrecht" fortan noch öfter Gebrauch gemacht wird. Präsident Krüger, General De Lacroix, Graf Goluchowski: nach diesen berühmtesten Proben persönlicher Politik hatten wir eine Pause. Auf den Fall Tweedmouth folgte sogleich der Fall Hill. Im November war gemeldet worden, Herr Tower, der die Vereinigten Staaten von Amerika in Berlin vertritt, werde im Lenz Herrn Hill den Platz räumen. Alles in bester Ordnung. Herr David J. Hill wird willkommen sein. Nach fünf Monaten heißts plötzlich, das agrément sei zurückgenommen. Die amerikanische Presse wüthet. Daß eine Kandidatur höflich abgelehnt wird, ist nicht selten (auch einem deutschen Diplomaten drohte jüngst diese Gefahr); neu aber nach der Annahme ein Stimmungwechsel. „Weiß Roosevelt, weiß der Staatssekretär Root etwa nicht, wer nach Berlin paßt?" Trotzdem unsere Offiziösen erklären, Hill sei noch immer persona grata, währt der Lärm fort. „Deutsche Anmaßung! Wenn unser Kandidat ihnen nicht mehr gefällt, mag der Erste Sekretär die Geschäfte führen und Towers Posten unbesetzt bleiben." Der Kundige ahnt schon, was geschehen ist. Und liest am vorletzten Märztag im Lokalanzeiger: „Der Kaiser hat die Beanstandung des von Roosevelt gewählten Botschafters bedingunglos zurückgenommen. Aus Rücksicht auf die Oeffentliche Meinung Amerikas. Er hat seine Ansicht schnell geändert, als ihm mitgetheilt wurde, die deutsch-amerikanische Freundschaft sei gefährdet." Das war aus der Wilhelmstraße recta nach London berichtet worden und von dort nach Berlin zurückgelangt. Baron Speck von Sternburg muß im Weißen Haus einen Entschuldigungzettel überreichen, für dessen ungeschickte Fassung Herr von Schoen verantwortlich ist, und froh sein, wenn Uncle Sam die Stirn entrunzelt. Was war geschehen? Wilhelm hatte an Roosevelt geschrieben (oder schreiben lassen), er fürchte, der auf den Botschafterfold angewiesene Herr Hill werde das Sternenbannerreich nicht so würdig repräsentiren wie der Millionär Charlemagne Tower. Und Amerika heischte öffentlichen Widerruf. Der Kaiser, der sich für die Akademie der Künste als Barock-Imperator, den Lorber auf der Allongeperücke, den rechten Fuß auf der Weltkugel, modelliren läßt, mußte nachgeben. Eine böse Geschichte. Hat der Kanzler sie im Entstehen gekannt? Sonst ist mit der Festigkeit, Stetigkeit, Einheitlichkeit deutscher Politik kein Staat zu machen. „Il ne veut pas s'excuser? Un mauvais Allemand": Das stand im Gaulois. Wir Friedlichen habens weit gebracht. Bis auf die Klippe von Koryphо.

Lichtenberg.*)

Von den typischen Vertretern der nicht transszendentalen, sondern verstandesmäßigen Aufklärung in Deutschland ist Lichtenberg der einzige, der als Mensch mit seinen Eigenheiten für uns noch so lebendig ist, daß eine Neuausgabe seiner Werke uns angemessen erscheint. Selbst Lessing, der starke Führer dieser Schlachtreihen, wirkt heute nur noch als geschichtliches Sinnbild, nachdem seine Gedanken in die Gesamtbildung aufgenommen und verarbeitet worden sind. Lichtenberg ist beinahe ohne Wirkung vorübergegangen (man müßte ihm denn einen gewissen stilbildenden Einfluß auf seine Bewunderer Schopenhauer und Nietzsche zuschreiben), aber seine Seele selbst ist frisch und merkwürdig geblieben, während die Lessings mit der Zeit, die er vertreten und beherrscht hat, historischer, trockener, ferner wird. Und jetzt wird aus dem abseitigen Sonderling, der immer nur Einzelne ansprach, der Typus einer besonderen Spielart des Aphoristikers, des Humoristen, des Sprachmeisters und des Skeptikers. Man sieht ihn als Enkel Montaignes und als Ahnen Nietzsches. Und doch war er seiner Grundgesinnung nach in künstlerischen Dingen der richtige Aufklärer, gar nicht so fern von dem platten Nicolai, durchaus ein Mann des gesunden Menschenverstandes, der festen Maßstäbe und der greifbaren Umrisse, ohne eine Spur der gefühlvollen Schnellkraft Herders, der feurigen Flugkraft Schillers, der bildnerischen Beseeltheit Goethes, ohne den metaphysischen Tiefblick Kants und den allbeweglichen Geist der Romantik. Diese Elemente sind es wesentlich, die uns jene Zeit noch lebendig machen und in unserer Zersetztheit, unserem Suchen und empfänglichen Schwanken umgeformt werden wollen. Lichtenbergs Werth für uns beruht nicht auf Dem, was er mit seiner Zeit gemeinsam hat, nicht auf seinen Gesinnungen, sondern auf inneren Erfahrungen, die er mit keinem Anderem theilte. In England und Frankreich hat Lichtenberg mehrere Brüder (Sterne, Vauvenargues, Chamfort, Diderot), in Italien einen: Galiani. Menschen von kaltem, überlegenem Verstand mit einer über-reizbaren Empfindsamkeit, denen es nicht gelingt, beide Kräfte ins Gleichgewicht zu bringen, und deren Leben ein stetiger Kampf zwischen den ordnenden und den aufnehmenden Energien ihres Inneren ist. Beide sind zu stark, um sich unterdrücken zu lassen (wie bei den Empfindsamen der Verstand und bei den Verständlern die Empfindung). Fehlte noch dazu die schöpferische Macht, die Beider Uebermaß zu einem gemeinsamen Dienst zwingen und nützen könnte, wie bei den großen Dichtern, so entsteht aus der Reibung eine fast krankhafte Schärfe aller Organe und im circulus vitiosus steigern und reizen sich die unharmonischen Gewalten bis zur Pein der Selbstzersetzung, bis zur

*) Georg Christoph Lichtenberg: Schriften. Herausgegeben von W. Herzog. Zwei Bände. Jena, E. Diederichs.

Wolluſt der Hellſeherei, der Hellfühlerei. Doch von ihren ſchmerzhaft labyrinthiſchen Irrfahrten bringen ſie für uns ungeahnte Schätze der Seele mit.

Da in Nietzſche der Kampf zwiſchen Verſtand und Senſibilität nur eine Seite und nicht die Mitte ſeines Weſens ausmacht, ſo iſt unter den Deutſchen Lichtenberg der reinſte und beinahe einzige Vertreter der Geiſtesart, deren allgemeine Umriſſe ich hier angedeutet habe. Dieſe Umriſſe hat er mit ſeinem beſonderen Gehalt ausgefüllt und modifizirt. Als Deutſcher hatte er von vorn herein nicht das breite Feld für die Bethätigung ſeines Verſtandes wie die Engländer und Franzoſen, denen eine feſte Geſellſchaft, ein Volk Rückhalt oder Widerſtand war und ein Pathos gab, ſo daß ſie ihre Begriffe vom Menſchlichen durch oder gegen eine Gemeinſchaft ausbilden konnten. Sie verloren ſich nie völlig in „den Abgrund des Subjekts", weil ihre Beobachtungen ſich immer an eine geſellſchaftlich oder ſtaatlich normirte Menſchheit wandten und, auch wo ſie am Freiſten ſpielten, wie Lawrence Sterne, das Bewußtſein des Spielens und ihrer eigentlichen Gebundenheit hatten. Dem Deutſchen war auch hier vorbehalten, das Ich zu löſen und aus der Noth, daß er einem gedrückten und zerſplitterten, „verklauſulirten Zuſtand" entſtammte, eine Tugend zu machen. Daß er England genau kannte, machte ihm den Gegenſatz und die Mängel ſeiner Umwelt noch deutlicher fühlbar. Er grub früh nach innen; und als er ſeinen Blick nach außen wandte, ſah er mehr Individuelles als ſeine ausländiſchen Vorgänger. War ihnen der Gegenſtand des Geiſtes das Menſchliche oder die Menſchheit ſchlechthin, ſo war es für Lichtenberg das Ich und das Individuelle: die menſchliche Bedingtheit und ihre abſonderlichen Formen.

Eine feſte Norm, an die er ſich halten mußte, ſuchte er auch; er war zu ſehr Aufklärer, um ſich nicht in der Außenwelt nach irgendetwas Feſtem umzuſehen. Er fand es in den Naturwiſſenſchaften. Die Natur, keine mit Rouſſeaus Augen verklärte Gefühlswelt, ſondern der Komplex gewiſſer Geſetzmäßigkeiten, ward ihm der Halt, woran er das Menſchliche maß. Das hütete ihn vor jeder moraliſtiſchen Enge, wie vor der ſchwelgenden Empfindelei, in die Sterne manchmal verfiel. Die Grenzſtreitigkeiten zwiſchen Moral und Natur waren ein Lieblingsgegenſtand von Lichtenbergs Geiſt und er entſchied ſie gern, halb cyniſch, halb läßlich, zu Gunſten der Natur, obgleich er ein zu ſcharfer Verſtand war, um nicht in den moraliſchen Forderungen ſelbſt noch modifizirte Gewalten der Natur zu wittern. Seine ganze „Geſchlechtskunde" fragt nur, bis wie weit die Natur in die Moral eindringen dürfe. Ueber den Begriff Sünde hat er ſeltſame Selbſtgeſpräche gehalten; und er dachte in ſolchen Dingen ſo frei und menſchlich duldſam wie Nichtſünder faſt nie und Sünder ſelten genug. Seine ſehr derbe Auffaſſung des Weibes, ſein hellſichtiger Hohn über die Idealiſirung der Naturalia, über Frauendienſt und Wertherthum, über jede erotiſche Schwärmerei hat ihren Grund in dem Be-

streben, lieber zu natürlich als zu moralisch zu sein, und in der unerbittlich trockenen Wahrhaftigkeit, der die natürlichen Nöthe lieber sind als die daraus abgeleiteten moralischen Tugenden. „Die Moral ist eine Wichtigthuerei des Menschen vor der Natur": diesen Satz Nietzsches hätte er unterschrieben. Vor jedem überspannten Sittenanspruch flüchtete er rasch in den Cynismus. Noth und Tugend: ich habe mehrmals hier diese Antithese angewandt; sie hat in Lichtenbergs Leben ihre besondere Berechtigung. Mehr noch als andere Menschen hat er sich bemüht, aus seinen Nöthen Tugenden zu machen; darum war er auch scharfsichtig wie Wenige, wo er Andere auf dem Weg sah, das Selbe zu thun, aber nicht, wie er, mit Resignation und Ironie, sondern mit Schwärmerei und Pathos: daher seine Abneigung gegen Lavater und gegen die Genies, die nicht so sehr aus der allgemeinen rationalistischen Beschränktheit entsprang wie aus einer bösen Kenntniß der schwärmerischen Geheimnisse. Darüber, daß er Goethe mit dessen Korybantenschaar verwechselte, dürfen wir nicht staunen. Er urtheilte nach den Symptomen und vom Schöpferthum selbst hatte er allerdings keinen Begriff. Ueberhaupt errieth er leichter Mängel als Kräfte; und wenn sein Fühler die regen und wachen Nerven seines zerrütteten Körpers waren, so blieb sein eigentliches Greiforgan doch der kombinirende und zerlegende Verstand, der seine Maße aus der Natur und seine Gegenstände aus dem Menschen holte. Lichtenberg bewachte sich selbst ängstlich und konnte sich ansehen, als stünde er außer sich; beinahe froh, in sich selbst Anlässe zu Einfällen, zu Witz, Ironie und Cynismen zu finden. Gegen sich selbst schonunglos im Beobachten, war er es auch gegen Andere, vielleicht nicht ohne schadenfrohes Ressentiment, wenn er seine eigenen Schwächen in Anderen wiederfand. Schonunglos im Beobachten, nicht im Urtheilen. Schon weil er kein Moralist war und die Menschen nicht am Ideal maß, sondern an natürlichen Normen, hatte er kein Pathos des Absprechens, sondern nur ein Lächeln oder schlimmsten Falles ein Hohngelächter. Von den Menschen überhaupt machte er nicht viel Aufhebens; er freute sich ihrer Bedingtheit, aber er betonte auch überall diese Bedingtheit, er war ein ohne Klage entsagender Skeptiker und mit einem tiefen Pessimismus gesättigt, den er nicht zur Schau trug. (Schopenhauers Instinkt fühlte sich davon angezogen.) Hinter seinen Scherzen barg sich ein Gemüth, das sich gewaltsam vor der Verzweiflung hüten mußte. Lieblos war er nicht, aber die Liebe hatte keinen Zauber, kaum Sinn für ihn. Er hatte nicht die Fähigkeit, irgendetwas „schön" zu sehen. Sein Verstand entkleidete ihm Alles.

Die Natur war für ihn nicht ein All von Bildnerkräften wie für Goethe, der in jeder Gestalt noch ein schöpferisches Gesetz suchte und fand. Lichtenbergs Natur war gleichsam ein Kodex, ein unerbittlicher und eigentlich unbeweglicher: der alte Unterschied zwischen organischer und mathematischer Weltanschauung. Bei Lichtenberg keine Spur von Naturbeseelung. Darum sind ihm die Er-

scheinungen nicht Ausdrücke eines geheimen schöpferischen Prinzips, er vermag sie gesondert von den Normen zu betrachten, für sich; gegen die Normen gehalten, erscheint ihm dann alles Individuelle als Karikatur. Er hat einen ganz unglaublich geschärften Blick für jede Verzerrung. Das macht ihn zu einem der größten Parodisten (Fragmente von Schwänzen und Aehnliches). Und sein Deutschland bot ihm unselig viel Stoff. Die Lust an der Verzerrung hat ihn für Goethe bei aller Hochachtung widerwärtig gemacht. Goethe suchte überall das innere Gesetz, das im Besonderen den Typus mitheraufformt, und Lichtenberg suchte mit einem krankhaften Eifer die nackte Realität, die einmalige Besonderheit; jede Verkrümmung der Außenwelt schien ihn für die Verkrümmungen des eigenen Wesens zu entschädigen. Nicht nur der Haß gegen Schwärmerei, Fanatismus und Verstiegenheit führte ihn gegen Lavater und die Genies: seine untere böse Lust hatte er daran, diese Fratzen noch weiter auszubiegen und aufzuschwellen. Dabei unterstützte ihn sein feiner Tastsinn, der gleich herausmerkte, wo bei den Anderen die Verzerrung ansetzte. Nicht zufällig ist sein umfangreichstes Werk der Text zu den lebenhaltigen Fratzen Hogarths.

Aus dem selben Trieb heraus legt er sich Sammlungen historischer, gesellschaftlicher, sprachlicher Kuriosa an, stellt komische Einfälle zusammen, Schimpfwörter, groteske Redensarten, Vergleichungen, Anekdoten. Bezeichnend ist auch, was ihm an Shakespeare besonders auffiel: „Shakespeare hat eine besondere Gabe, das Närrische auszudrücken, Empfindungen und Gedanken zu malen und auszudrücken, die man kurz vor dem Einschlafen oder im leichten Fieber hat. Mir ist alsdann schon oft ein Mann wie eine Einmaleinstafel vorgekommen und die Ewigkeit wie ein Bücherschrank." An Jean Paul entzückte ihn das antithetische Genie, die Meisterschaft verwegener Vergleichungen. Die Fähigkeit, überall, in sich selbst, in der Gesellschaft, in Staat und Wissenschaft, in Religion und Kunst, im Weltbau, das Fehlerhafte, Zufällige, die gemeinen Untergründe, die schlechten Motive, die Noth, die Lüge, das Negative zu sehen, bildete er zur Virtuosität, aber auch bis zur Krankheit aus. Ein entsetzlicher Sinn für die gemeine Wirklichkeit der Welt ist in ihm lebendig. Denn Wirklichkeiten, wenn auch einseitige, sind alle Verzerrungen, die er sieht. Phantast oder verbissener Verneiner ist er durchaus nicht; er selbst verzerrt nichts, er sieht und zeigt nur Verzerrungen schärfer und grausamer als Andere, mit der größten Ruhe, ohne Aufregung, ja, wie es scheint mit heiterer Freude und läßlicher, fast anmuthiger Duldung. Nichts Verbissenes, Verbittertes, kein Weltschmerz, keine Enttäuschungmiene, sondern nur das vergnügliche Lächeln eines stillen, feinen, weltmännischen Beobachters, dem nichts entgeht, der alle Masken kennt, keine Ansprüche macht und sich selbst nicht sehr wichtig nimmt. „Nichts schmerzt mich mehr, bei all meinem Thun und Lassen, als daß ich die Welt so ansehen muß wie der gemeine Mann, da ich doch szientifisch weiß, daß er sie falsch ansieht". Ein

tiefsinniger Scherz, hinter dem seine ganze Tragoedie und Komoedie liegt, seine moderne Form der sokratischen Ironie; aber für ihn war keine höhere Wirklichkeit hinter der gemeinen, die er überdeutlich sah und doch bezweifelte. „Wenn auch meine Philosophie nicht hinreicht, etwas Neues auszufinden, so hat sie doch Herz genug, das längst Geglaubte für unausgemacht zu halten."

Mit diesem auflösenden, entgötternden Spähen und Zweifeln konnte Lichtenberg nicht zu einer Schöpfung kommen. Jede Einzelheit zog ihn an und hielt ihn fest, bis er sie zerdacht oder in einen grotesken Zusammenhang gebracht hatte. Das hinderte ihn daran, zu einer Syntheſe zu kommen. Und dann reagirte er auf jeden Reiz des Momentes mit der ganzen Feinheit seiner Nerven und der ganzen Helle seines Verstandes. Ohne Mitleid lebt er jede Verzerrung mit, nicht als Schöpfer, sondern als Schauspieler oder Beobachter. Er verwandelte sich nicht in Das, was er sah, bis zur Identität, sondern spielte es beweglich, übertreibend und ironisch mit. In das Wesen des Schauspielers haben wenige Menschen tiefere Blicke gethan als er; und er war sich seiner zarten Verwandtschaft mit dem Darsteller Dessen, was er nicht ist, bewußt. Nur verlor er nie seinen eigenen unbestechlichen und klaren Charakter, den sein Stil wunderbar ausdrückt. Die Trostlosigkeit seiner Einsichten vergißt man über der spiegelhellen, kristallisch reinen und festen Form, in der er sie mittheilt. Die läßt uns fühlen, daß hinter seiner zersetzenden Weisheit irgendeine männliche, fast heldenhafte Kraft steht, die sich nicht scheut, den Schleier wegzuheben, auch wenn sie dahinter eine Fratze oder die Leere erwartet. Er hat wenigstens den keuschen und ehrlichen Muth zu seinen Enttäuschungen und darum lassen auch wir uns gern seine Versuche gefallen, uns zu enttäuschen. Seine negativsten Sätze, selbst seine wenigen Plattheiten verrathen zudem einen so entschiedenen Sprachbildnerwillen, eine so feine und starke, biegsame und reine Redegewalt, eine so helle und glückliche Anschauung der Dinge und der Zustände, ein so zartes Mitschwingen mit den heimlichsten Bewegungen der Seele und des Sprachleibes, daß man fühlt: Hier redet ein durchgeistigter Mensch und nicht nur das angestrengte, übersteigerte Organ eines Menschen. Schon als Stilist würde uns Lichtenberg unvergeßlich sein, auch wenn seine Beobachtungen minder scharf und seherisch wären, auch wenn nicht selbst seine Scherze auf Probleme hindeuteten und seine Verneinungen für uns nicht Abgründe der Welt und der Seele aufthäten. Es ist Sinn darin, daß die beiden Denker, voll des furchtbaren Ernstes und der verzehrenden Leidenschaft, in diesem kühlen und lächelnden Zweifler und Ironiker sich bekräftigt fühlten: Schopenhauer und Nietzsche. Er wollte mit der Welt sein weises Spiel treiben und sie hat ihn nur benutzt, um in seiner Maske ihren ganzen Ernst und ihre unabsehbare Fragwürdigkeit zu offenbaren.

Darmstadt. Friedrich Gundelfinger.

Auf der Reichenau.

Seit ich in meinem Janitschek über die uralten Fresken der reichenauer Basiliken gelesen hatte, wünschte ich, sie zu sehen. Außerdem lockt mich jede Insel. Jede ist ein abgeschlossenes, mystisch eigenartiges Wesen, vom reinigenden, die Welt fern haltenden Wasser umspült. Und die Glanzzeiten der Bodenseeinsel fallen in das neunte, in das elfte Jahrhundert.

Wie ein blaßblauer Traum stieg sie zum ersten Mal vor mir auf; zart verschwommen, vom milchigen Dunst umflossen, mit langen Spiegelungen im sanft leuchtenden Wasser. Wie ein aufgelöster, blaßblauer Opal war der See. Ich ließ mich vom badischen Ufer herübersetzen; von Alters her wird man hier abgestoßen sein, um mit dem durch die Strömung bedingten Bogen auf jene Anlegestelle zu halten. Auch als hier, dichtgedrängt, die Pfahlbauten sich am Ufer hin zogen. Vorher hatte ich die Pfähle dieser Bauten, die leibhaftigen, dunkelgebräunten Pfähle, in der konstanzer Rosgartensammlung gesehen. Da giebt es auch die Waffen dieser Menschen, die Schädel ihrer Ochsen, da sind ihre Handmühlen, ihre Getreidekörner, ihre Thongefäße mit Tupfen und Streifen, ganz so wie einfache Hafner noch heute ihre Waare verzieren. Da sind ihre Netze, Ueberreste ihrer Seile, ihrer Kleiderstoffe, der Schlittschuhe, mit denen sie, wenn die schwerfälligen Einbäume zugefroren an den Pfählen lagen, zur Insel gelangten. Da ist noch Seltsameres zu sehen. Jade- und Nephritfächelchen, sorgsam gehütete Kostbarkeiten, ehrfürchtig betrachtete Talismane, die aus Asien auf uralten Handelsstraßen oder durch unnachweisbare Völkerströmungen hierher gelangten. Da ist noch Phantastischeres zu sehen. Ungeheuer der grauen Vorzeit. Unzählige Generationen haben es ihren schaudernd lauschenden Kindern gesagt: Früher, vor langen Zeiten, gab es Drachen in den Höhlen, sie hatten Flügel und einen langen Schweif . . . Als naives Märchen kam die Ueberlieferung noch auf unsere Zeit; dann aber entdeckte man die Ueberreste der Drachen. Dort ist das Skelett zu sehen: der Drache hat Flügel, einen langen Schweif und mißt zwanzig Fuß.

Da gibt es rohe kleine Götzenbilder, auf die noch lange die frommen Männer der Insel zeterten und die sorgsam versteckt werden mußten. Bis der Tag kam, an dem der neue Zauber der Glocken, des Gesanges, der feierlichen Gesten, der prachtvollen Gewänder den Uferbewohnern noch mächtiger erschien. Dann fuhren sie, Hilfe in Nöthen erflehend, hierüber; steuerten auf den, wie heute, weithin sichtbaren Bau. Als der Heilige Pirmin sich unter dem heidnischen Allemanenvolke niederließ, war dort nur eine kleine Zelle; bald wurde sie vergrößert; seit fast tausend Jahren ragt der mächtige Thurm empor. Er entsteigt einem Gewirr von Dächern und Bäumen. Ringsum dehnt sich, gartenähnlich, das Gelände. Verstreute Gehöfte, Felder, Weinberge, Wiesen.

Mein Fuhrmann nahm an, daß ich im „Mohren" wohnen würde. Ich fand ein altmodisches, von Kastanien beschattetes Haus, man öffnete mir ein niedriges, aber helles Zimmer; es schien in grüne Baumzweige überzugehen. Dicht daneben ein altes Fachwerkhaus mit etwas blind gewordenen Butzenscheiben, dahinter eine mächtige Linde. Ich ließ meine Sachen heraufbringen: hier wars ja ganz nach Wunsch.

Nun zog ich aus, die Klosterreste zu sehen. Die jetzige Ummauerung giebt wohl einen Anhalt für das einstige Gebiet. In dunklen Zeiten hüteten sie hier den Hort. Draußen rohe Willkür, hier des Gesetzes Friede. Diese alten Häuser stehen vermuthlich auf der Stelle, vielleicht noch auf den Fundamenten der Klostergebäude, in denen man tiefe Gedanken dachte; hier lasen ernste Männer in aufgeregter Bewunderung, hier erläuterten sie in den Lehrsälen Werke, die ihren Blick erweiterten und ihr Menschenbewußtsein hoben. Auf den Regalen, in Schränken standen sorgsam bewahrte Bände. Gewiß rettete ihre Hut Bücher, die noch heute zu unseren Geistesschätzen gehören. Ehrfurchtvoll wurde die Fackel hier weitergereicht. Die den Dienst versahen, lebten hier und sind hier begraben.

Die Kirchhofsthür steht angelehnt. Ich gehe hinein. An der alten Mauer sind verwitterte Denkmale aus der Klosterzeit; seitdem ruhen hier auf dem uralten Friedhof Generationen ackernder, pflügender, den Weinstock hegender Inselbewohner. Rothgelbe Ringelblumen, weiße und violettblaue Mönchhutblüthen wachsen auf den Gräbern, auch hellgelber Wachtelweizen, lila Glockenblumen und große weiße Maßliebchen auf schwankem Stiel. Die entfärbten Holzkreuze werden von verblaßten Florschleiern umflattert.

Ich biege zum Münster ein: der wuchtige Thurm ist aus dem neunten, die übrigen Theile sind meist aus dem zehnten und elften Jahrhundert. Es ist eine der ehrwürdigsten Kirchen Deutschlands; man hat sie sauber und ordentlich zugerichtet, als handle es sich um das neue Spritzenhaus einer kleinen Stadt. Auch anderswo giebt es uralte Kirchen. Die Stürme der Jahrhunderte hinterließen dunkle Töne und der Sonnenbrand bleichte das uneben verwitterte Gemäuer, das ein Hauch farbiger Flechten umgab. Es sind nicht bloße steinerne Wände; sie haben ja Vielerlei erlebt und erlitten, sie haben ein organisches Dasein erhalten. Diese intime Poesie würde auch aus der Basilika vernehmlich leise zu uns sprechen. Man ließ ihr jedoch nicht die Patina der Jahrhunderte: man bewarf sie mit grauem Putz. Keine neue Kirche kann sich eines korrekteren Aussehens rühmen.

Ich trete ein. Drinnen sieht es noch trostloser aus. Die Außenmauern schändete man offen und ehrlich; innen ergeht sich perfide Fälschung, ergeht sich Similiromanik. „Tadellos" neue, sorgfältig „richtige" Wandmalereien des elften Jahrhunderts, frisch gemeißelte Kapitelle der selben Zeit. Alles im

Namen der „würdigen Wiederstellung unseres lieben Gotteshauses". Unter dieser Formel werden jahraus, jahrein fluchbeladene Summen bewilligt. Entnervt und entmuthigt lasse ich mich schließlich in einer Ecke nieder; will nicht sehen, sondern des Vergangenen gedenken und Schatten beschwören.

Als ersten den Abt Hatto, den Erbauer des Münsters. Hier in der Vorhalle, unter dem Thurm, bin ich auf seinem Gebiet; diese gewaltigen Säulen hat sein Auge wohl erblickt. Er ließ nicht nur Steine fügen: er pflanzte herrlich aufgehende Saat. Die berühmte Klosterschule ist sein Werk: keine andere stand so hoch; von weit und breit kamen die Vornehmsten des Reiches und überwiesen ihre Söhne dem Abt. Die begabtesten Knaben suchte man hier unterzubringen und manche glänzende Laufbahn nahm hier ihren Anfang. Hatto war noch nicht alt, als er zurücktrat. Hier, in seinem Münster, waren die Schüler, die Brüder versammelt; zum letzten Mal redete er eindringlich zu ihnen: dann stieg er vom Abtsessel, legte Stab und Mitra ab und wurde einfacher Mönch. Sein Einfluß blieb; Karl der Große hielt viel von ihm, sandte ihn auf schwierige Botschaft nach Konstantinopel. Als wohlwollender, Ehrfurcht gebietender Rathgeber zog er sich nach dem fernen Theil der Insel zurück, baute sich eine kleine Zelle und ist dort gestorben.

Nicht lange darauf, in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, bestieg Walafried den Thronsessel der Aebte. Ein Schwabe, armer Leute Kind, einst Schüler des Klosters. Seine ungewöhnliche Befähigung und die Lauterkeit seines Charakters zogen die Augen auf sich: er kam als Kaplan der Kaiserin Judith und als Lehrer des Thronfolgers nach Aachen. Dann verlieh man ihm, trotz seiner niederen Abkunft, die nur vom Papst abhängige reichenauer Abtei; sie war so vornehm, daß kein Bürgerlicher und nur selten Einer vom niederen Adel als Mönch zugelassen wurde. Dem leidenschaftlich der Wissenschaft ergebenen Mann gelang es, eine für jene Zeit erstaunliche Bibliothek zusammenzubringen An tausend Bände: und was bedeuteten damals diese kostbar bemalten Rollen des nicht mehr hergestellten Papyrus, diese Kodizes aus Pergament und aus Baumwollenpapier! Kunstvoll waren sie bemalt, kostbar und geschmackvoll waren die Einbände dieser Zeit. Damals hatte manche Stadt kein einziges Buch, damals begnügten sich viele Klöster mit ihrem Missale.

Walafried, der Gelehrte, war auch eine Künstlernatur: er dichtete, er zeichnete, unter ihm entstand die hochwichtige Malerschule, wurden die Kirchen und Klostergebäude mit Bildern geschmückt. Viel wurde damals auf der Insel gesungen und gespielt. Der Rebenbau wurde veredelt; schon unter dem Abt Hatto erhielten die Schüler nach bestandener Prüfung Trauben vom Klosterweinberg. Der Schwabe Walafried brachte dem Kloster die erste große Blüthezeit. Er starb schon im vierundvierzigsten Lebensjahr und ruht hier im Münster unter den hochgeborenen Aebten der Insel, die er verängstigt, als armer Knabe, betreten hatte.

In der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts stand wieder ein Berufener dem Kloster vor. Der berühmte Abt Berno war einer der an Wissen nnd Einfluß reichsten Männer seiner Zeit. Unter ihm erhielt das Münster seine jetzige Gestalt (nur wenig kam später hinzu). Kaiser und Papst waren bei der Einweihung zugegen; feierlich sind sie zwischen diesen mächtigen Pfeilern geschritten. Unter dem Abt Berno lebte und lehrte der bedeutendste Bruder, dessen sich die Klostergeschichte rühmt, Hermann der Lahme. Er entstammte einem vornehmen Grafengeschlecht, war als Kind hergekommen und verließ die Insel nicht wieder. In alle Gebiete damaliger Wissenschaft war er eingedrungen, in der Theologie und Astronomie, im Griechischen, Hebräischen und Arabischen hat er unterrichtet. Dabei war er Musiker, verfertigte kunstvolle Musikinstrumente und verbesserte ihren Bau. Mit Rührung und Bewunderung lauschte man wohl dem Klang der kleinen Handorgel, des Viella, einer Urgeige, der Lira, einer Vorgängerin der Laute. Hermann dem Lahmen verdanken wir die berühmten Sequenzen, das „Salve Regina“ und „Alma redemptoris mater“. In diesen Mauern erschallten die Lieder zum ersten Mal; eifrig wurden sie abgeschrieben und von allen Seiten wurde das Kloster darum angegangen. In jenen Zeiten der einen europäischen Kultur hatten sie sich bald in die entferntesten Länder verbreitet. Hier in der Zelle hat Hermann das Gedicht niedergeschrieben, es sich leise, auf und ab gehend, vorgesungen. Bald nach dem Abt Berno ist er gestorben und liegt hier begraben.

Zwei katholische Pfarrer betreten die Kirche, suchen den Küster, wünschen, den berühmten Münsterschatz zu sehen. Gern schließe ich mich ihnen an. Wenn es sich um Reliquien handelt, nur nicht die Gesellschaft witzelnder Berliner, nur nicht eine Residenzschloßbesichtigung mit Republikanern. (Ich meine waschechte, nicht solche, die es weit gebracht haben und denen Kiel der Höhepunkt des Daseins bedeutet.)

Durch den Chor des vierzehnten Jahrhunderts mit seinem guten Gestühl, seinem vergoldeten, mit Löwen verzierten Abtsessel, geht es durch die alte Thür in die Sakristei. Dort werden geschnitzte Schränke geöffnet und die Kostbarkeiten behutsam herausgehoben. Zuerst das „Heilige Blut“: vor fast tausend Jahren gelangten die gnadenbringenden Tropfen nach der Insel und noch heute wird die Reliquie als „Wettersegen“ (wie altheidnisch klingt das Wort!) vom Mai bis zum September täglich nach der Messe enthüllt. Am Sonntag nach Pfingsten feiert man das Blutfest. Das ist der Ehrentag der Insel. In großer Prozession wird die Monstranz durch die Felder und Weinberge und Wiesen getragen.

Nun zeigt uns der Küster den Schrein mit den Gebeinen des Heiligen Markus. Möge sich die Reichenau mit Venedig auseinandersetzen: die Sache klingt eigenthümlich. Zu Anfang des achten Jahrhunderts bestach der hiesige

Abt den Herzog von Venedig. Der lieferte heimlich die hochheiligen Gebeine. Wie es scheint, traute man der Sache nicht recht oder durfte sie nicht ruchbar werden lassen; unter dem Namen eines anspruchlosen Heiligen lag die Reliquie irgendwo auf der Insel, unbeachtet, vergessen. In der folgenden Generation wurde die Wahrheit im Traum offenbart; ein Abt nach dem anderen vertraute seinem Nachfolger das große Geheimniß. Endlich, hundert Jahre nach ihrer Ankunft, wurde die an oberster Stelle sanktionirte, beglückende Gewißheit feierlich der Welt verkündet. Die Gebeine kamen in einen silbernen Schrein. Andächtige strömten herbei. Wirklich wurde in Venedig während längerer Zeit der Heilige Markus „vermißt"; wirklich versuchten die Venezianer im fünfzehnten Jahrhundert, das reichenauer Kloster zum Verkauf seines kostbaren Schatzes zu bewegen. Mögen Andere sich für den Heiligen Markus des Bodensees oder für den der Adria entscheiden. Der von Reichenau liegt jetzt in einem gothisch-französischen silbernen Schrein. Eine entzückende Arbeit: reizvolle Schmelzornamente, fein und doch streng stilisirte Pflanzenmotive. In prachtvollem Ornat kniet ein König, kniet eine Königin; sie überreichen dem Löwen des Heiligen Markus einen Reichsapfel, ihm, dem Oberherrn der Insel.

Dann kommen Schätze, die dem Betrachter die so fern liegende Blüthe des Klosters vor Augen führen. Unter der Regirung des großen Walafried wurden diese Pergamentbände mühsam, liebevoll, kunstvoll beschrieben, lagen gewiß ihm zur Begutachtung vor. Hier ist eine frühromanische Pyxis mit auffallend schönen Elfenbeinschnitzereien. Groß heidnisch wirkt dagegen die spätere Reliquie, die den Kopf des Heiligen Bartholomäus umschließt. Augen und Nase bestehen aus Steinen und Perlen. Afrikanische Neger, Südseeinsulaner würden vornehmer stilisiren.

Meine Begleiter im Priesterrock interessiren die Kompetenzen der verschiedenen hohen Beschützer. Ja, wer ist denn nur der eigentliche Patron? Wohl der Heilige Markus; aber nach der Mutter Gottes heißt der Münster und wiederum wird der Heilige Bartholomäus hier ganz besonders verehrt? Der Küster erklärt die Rangordnung . . . Ich wandere weiter, planlos; ich habe ja Zeit. An jedem Bauernhaus halte ich und freue mich an den Blumen. Ueberall verschiedene, überall ein Reichthum an Blüthen und Farben. Hier eine verschwenderische Fülle von Rittersporn: vom hellsten Rosa steigern sich die Töne bis zum tiefsten Purpur. Hier hoher, schneeweißer Phlox, hier wuchernde Kapuzinerkresse, in gold-kupferner Pracht; dort leuchtend rothe Brennende Liebe. Dann wieder Balsaminen, magentaröthliches Löwenmaul, naiv runde, leuchtende Studentenblumen, eine entzückende himmelblaue, niedrige Winde mit weißem Kelch. Mir wird hier wohl, denn ich komme von überaus herrschaftlichen Gärten. Also aus jener stumpfsinnigen Konvention, die überall, außer in England und Sizilien, die „besseren" Privatgärten ihrer natür-

lichen Zierde beraubt. Gewissenhaft walten hochbesoldete Obergärtner ihres Amtes, pflegen stillose Anlagen; auf ihren tadellosen Rasenflächen setzen sie grauenhafte Araukarien, freudlose Dauerbeete von Blattpflanzen und von Begonien. Traumhaft schön könnten diese Gärten sein; sie haben eine herrliche Lage, alten Baumbestand, freigiebig ausgesetzte Mittel, doch die gute alte Tradition ist verloren gegangen. Hier, in diesen Gärtchen, ist sie noch zu finden. Hier kränkt keine falsch gezogene Linie. Alles ist vernünftig und harmonisch geplant. Hier spreizen sich keine nüchternen „Zierpflanzen", hier giebt es noch die Augenweide blühender Blumen, mannichfacher, duftender, leuchtender Blumen.

Die Insel hat ein familienhaftes Ansehen; nur selten findet man ein trennendes Gatter. Ein Besitz geht unmerklich in den anderen über. Zerstreut liegen die Häuser; einige sind recht alt, mehrere, meist herrschaftliche, haben hübsche architektonische Motive. So giebt es kleine Schlößchen mit runden Thürmchen; dort das „Burgle", in dem Papst Martin zur Zeit des Konzils wohnte. Ein pittoreskes Portal des sechzehnten Jahrhunderts. An der steinernen Seemauer blühen lila Glyzinien. Das glanzvollste Gebäude der Insel ist vom Boden verschwunden: die Pfalz, das Absteigequartier der königlichen und kaiserlichen Gäste. Königin Hildegart, die schöne, allseitig verehrte und geliebte Gattin Karls des Großen, wird besonders erwähnt. Mit vierundzwanzig Jahren starb sie; ihre Nachfolgerin war die unheilvolle Fastrada. Dann, während des konstanzer Konzils, traf hier Sigismund seine Gemahlin, die Kaiserin Barbara, und söhnte sich mit ihr aus. Sie blieben hier vierzehn Tage. Barbara mußte sich Mancherlei vergeben lassen. Das scheint ihr gelungen zu sein. Sie war verführerisch schön, mit blendend weißer Haut, hoch und schlank; von einer begehrlichen Sinnlichkeit, alle Grundsätze verlachend, eine amoralisch veranlagte Frau. Warum schreibt man nicht das Leben der Kaiserinnen des alten Reiches? (Nicht „für deutsche Frauen und Jungfrauen," sondern sachlich, als werthvolle Blätter einer Kulturgeschichte.)

Hier, nicht weit vom Klosterkomplex, erhob sich die Pfalz. An der Stelle der ersten, aus dem zehnten Jahrhundert, wurde vierhundert Jahre später die „Neue" erbaut. Mit malerischen Renaissancegiebeln geschmückt, kam sie auf das neunzehnte Jahrhundert und wurde dann zum Abbruch verkauft. Nichts meldet die Stelle. Am Ende wäre eine Gedenktafel nicht überflüssig; auch wenn man es vielleicht unterlassen müßte, jedes einzelne der noch in den Kirchen vorhandenen romanischen Kapitelle abzuschleifen und in Stand zu setzen.

Die Insel ist so groß, daß sie Wanderungen gestattet und unerwartete Ausblicke gewährt, interessante Verschiebungen der bewaldeten Schweizerufer, der fernen hegauer Kuppen. Als ich über einen Feldweg, zwischen weißer Schafgarbe und blauem Wegwart, gehe, sehe ich eine Kirche vor mir. Das ist ja die Hattozelle, die Georgskirche von Oberzell. Als Hatto in seinem Münster sich

der Abtwürde begeben hatte, zog er hierher in den stillen Winkel und ist hier gestorben. Später wurde seine Zelle vergrößert; in ihrer jetzigen Gestalt stammt sie aus frühromanischer und frühgothischer Zeit, nur ein Theil aus dem neunten Jahrhundert. Auch diese Basilika wirkt neu und frisch. Innen ist die Polychromirung schlimmer noch als im Münster. Stumpfe Holz- und Steintöne, wie so farbenfrohe Zeiten sie nicht kannten, wurden verwandt.

Man versucht, sie nicht zu sehen, genießt die ruhige Harmonie der architektonischen Linien und besieht sich die ringsum ausgedehnten Fresken aus otonischer Zeit. Von solchen Wandmalereien wird Mancherlei berichtet; so von denen im merseburger Palast. Sie schilderten den Sieg Heinrichs des Ersten über die Magyaren, „daß man die Wirklichkeit selbst zu schauen vermeinte". Nur die am Bodensee sind erhalten; unverhofft fand man sie unter dem abbröckelnden Putz. Vertrauensselig hatte ich mich darauf gefreut, die uralten Kunstwerke zu sehen. Man hat blendend neue Kopien über sie gespannt. Vielleicht eine nothwendige Vorsicht; und in rühmlicher Gewissenhaftigkeit sind die fast fehlenden Gesichtszüge nicht eingesetzt worden. Natürlich war die Wirkung der Originale recht anders (so sagte mir Einer, der sie gesehen hatte) und auf jeden Fall müßten irgendwo, sei es nur in einer Sakristeiecke, genaue Reproduktionen zu schauen sein. Auch wenn dafür die „Neupolychromirung" der Kirche weniger gründlich ausgefallen wäre. Als die Angst vor dem Jahr 1000 und dem drohenden Weltuntergang die Gemüther bewegte, entstanden die Bilder. Abt Witigowo ließ sie malen. Ein prachtliebender Bauherr; da er jedoch nicht rechnen konnte, wurde er seines Amtes entsetzt.

Es sind Biblia Pauperum. Den Buchstabenunkundigen werden heilige Geschichten erzählt. Gewiß sind die römisch-christlichen Vorbilder erkennbar, aber eben so erkennbar ist die Eigenart, das Ringen nach dem Ausdruck. Diese Menschen sind in einer damals ganz ungewöhnlichen Weise individuell erfaßt. Merkwürdig unmittelbar sind einige der Bewegungen wiedergegeben; die Sauheerde, in welche die ausgetriebenen Teufel fahren, ist von einer verblüffenden Zeichnung. In den Medaillons zwischen den Arkadenbogen sind Heiligenköpfe. Die Züge waren fast verschwunden, doch zeigt der Umriß ausgesprochene Verschiedenheiten. Hier ein schmal zulaufendes Oval, hier ein behäbiges Kinn. Möglich ist, daß Mönche der Reichenau dem Maler saßen: Kemmerich, der über frühmittelalterliche deutsche Portraits geschrieben hat, glaubt, in diesen und den gleichalterigen, gleichzeitigen goldbacher Fresken die ersten Bildnisse auf deutschem Boden zu erblicken. Zweifellos sind diese niederzeller und goldbacher Fresken das älteste Denkmal der monumentalen Malerei in Deutschland, ja, diesseits von den Alpen.

Eigenartig sind die Sturm- und Seegeister hinter dem im Kahn schlafenden Christus: gehörnte Teufelsgestalten. Ich denke mir, daß dieses Bild der

Fischerbevölkerung besonders gefiel. Interessant und gut ist auch der Farbenton, besonders fein der in Blau und Grün gehaltene Grund. Ein blonder, sanfter Heiland (blond sind auch die übrigen Gestalten); die Gewänder sind klassisch, nicht die Menschen: aus denen erklingt der neue germanische Geist. Sie stehen nicht unter den byzantinischen Arbeiten der selben Zeit, sie stehen (Franz Xaver Kraus hat es gesagt) weit über diesen starren, leblosen Gestalten. Sie gehören zu den edelsten Erscheinungen des Jahrhunderts. Immer wieder betrachte ich das Jüngste Gericht, den ernsten Christus, die Apostel, die auferstehenden Toten, die schwebenden Engel. Alles sehr einfach und ergreifend.

Die Insel wird schmaler, sie zieht sich zusammen und an ihrer engsten Stelle steht eine zerfallene Ruine, die Burg Schopfeln. Vermuthlich war sie einst von Wasser umgeben und diente als Zufluchtstätte in Kriegsbedrängniß, als Sommersitz in friedlichen Zeiten. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts war Mangold, aus dem gewaltigen Geschlecht Derer von Brandis, Fürstabt der Insel. Mit einigen Klosterherren unternahm er eine Lustfahrt auf dem See und stieß auf konstanzer Fischer, die auf dem Klostergebiet ihre Netze warfen. Er ließ sie greifen und der Kirchenfürst blendete sie mit eigener Hand. Da thaten sich die Fischer zusammen und zerstörten die Burg Schopfeln; sie ist bis zum heutigen Tag eine Ruine geblieben.

Ein alter Damm führt nach dem badischen Festland hinüber. Er ist mit Pappeln bestanden; sie wispern und rauschen in der Nachmittagsluft. Buchfinken fliegen umher; auf der Reichenau sind sie häufig wie bei uns die Spatzen. Am Ende des Dammes steht eine kleine Kapelle. Auf der Heiligen Insel durften keine Waffen getragen werden, keine Hinrichtungen stattfinden, durften auch keine ungetauften Kinder beerdigt werden. So brachte man hierher die kleinen Leichen; hier wurden sie ohne Sang und Klang der barmherzigen Mutter Erde übergeben. Der Fürstabt Mangold von Brandis wurde jedoch feierlich, mit Orgelton, mit Glockengeläut und Gesang bestattet. Auf seinem Grabstein faßt die so oft ehrfürchtig geküßte Hand den Stab seiner edlen Vorgänger, die Hand, die sich unzählige Male segnend erhob und mit der er in bestialischer Roheit den Fischern die Augen ausdrückte. Ein Gitter trennt das Muttergottesbild von dem kleinen Raum: Frauen, durch die Stäbe langend, haben Feldblumen gestreut. An der Seitenwand zückt ein Erzengel Michael sein Flammenschwert gegen den Bösen. Sonderbar, daß dieser Böse sich als anmuthige Wassernixe um seine Füße schlingt.

Ein schöner Morgen. Auf der Schweizerseite liegt ein dunstiger Hauch: deutlich treten am Ende des Seees die kühnen Umrisse der hegauer Berge hervor und über Alles hinweg ragt der Hohentwiel.

Um die dichterische Verherrlichung geschichtlicher Personen ists eine sonderbare Sache. Beliebtheit, vielleicht Unsterblichkeit, wird ihnen verliehen; das

Leben wird ihnen geraubt. Jeder von uns kennt Frau Hadwig, ihre Gefährtin, ihren Kämmerer genau, weiß genau, wie die zarten Fäden sich zwischen ihr und Ekkehard spannen. Doch ist es außerordentlich schwer, sie als lebende Wirklichkeit zu empfinden und sich vorzustellen, daß dort, auf dem fernen, hochgelegenen Fürstensitz, geschichtlich verbürgte Menschen lebten. Eine jungverwitwete Herzogin, sehr willenskräftig, sehr gebildet, sehr anziehend. Zu sich berief sie den Ekkehard, um Vergil mit ihm zu lesen. Ekkehard war schön, klug und beredt. Und vergegenwärtige ich mir diese Wirklichkeit, so verliert der Roman, wie auch eine gute Theaterdekoration in der sonnenbeleuchteten Natur.

Hadwig von Schwaben war oft auf der Insel; wahrscheinlich als glänzend geschmückte junge Frau, gewiß in Witwenschwarz gehüllt. (Ihr Gemahl, der Herzog Burkhard, lag in einer jetzt verschwundenen Kapelle begraben.) Dann begrüßte sie wohl der Abt mit falschem Lächeln. Oft hat er von hier aus hämisch nach dem Hohentwiel geschaut; die Rivalen von Sankt Gallen waren ihm in der Seele zuwider und er hat recht Häßliches über Frau Hadwig und ihren Vergillehrer geschrieben. Ekkehard wiederum schildert den reichenauer Abt als unzuverlässig und boshaft.

Von der Schweizerseite war der Heilige Pirmin herüber gekommen. Vor nicht allzu langer Zeit stand dort noch auf halber Höhe die alte Burg Sandegg. Ihre Fundamente mögen auf das achte Jahrhundert zurückgegangen sein. Damals lebte dort Herr Sintlaz, ein vornehmer, reichbegüterter Herr, nach dem die ihm gehörende Reichenau lange Zeit die Sintlazau hieß. Er rief den fromm beredten Pirmin zu sich. Die Beiden pilgerten über die Alpen zum Heiligen Vater und erbaten seinen Segen zu einem geplanten Kloster. Nach der Heimkehr sah Pirmin auf die bewaldete Insel zu seinen Füßen beschloß, sich dort dort niederzulassen, und setzte hier über den See.

Nach dem Hegau zu wird das alte Fischergewerbe bemerkbar. Am Ufer, an alten Weiden und Ulmen entlang; überall sieht man Kähne und Netze.

Noch einmal komme ich auf eine uralte Kirche, die älteste der Insel: Sankt Peter von Niederzell. Egino, ein Vetter der Königin Hildegart, war Bischof von Verona. Er legte sein Amt nieder und wanderte nach der Sintlazau; hier war er erzogen worden, hier wollte er als einfacher Klosterbruder sein Leben beschließen. Das schickte sich für einen Kirchenfürsten, einen dem großen Kaiser Anverwandten nicht recht; doch wurde ihm gestattet, sich eine abgelegene Zelle zu bauen. Die urehrwürdigste Basilika der Reichenau ist zuletzt vorgenommen worden; sie wirkt strahlend neu. In den anderen hatte man wenigstens die recht gute Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts geschont und diese Gitter, Stuckarbeiten, Schnitzereien hatten immerhin das Auge erquickt. In Niederzell hat man selbst die feinen weißen Rokokoverzierungen bunt übermalt. Wie mir gesagt wurde, verdankt man die „würdige Wiederherstellung" dem Pfarrer,

Vielleicht theilt er die schwere Verantwortung mit hohen Beamten und Behörden ... Aber da unten, in der Apsis, sind die frühromanischen Fresken. Oben, in der Glorie, ein segnender Christus; ihn umgeben Heilige und Engel. darunter in Bogennischen Apostel, auch Propheten im spitzen jüdischen Hut. Man hat ja alles Zutrauen verloren; doch diese Malereien wirken ziemlich unberührt. Sie stehen höher als die von Oberzell und stammen aus dem elften (nach Anderen aus dem zwölften) Jahrhundert. Eine harmonische Farbengebung. Im Hintergrund wieder das satte Grün, das Lapislazuliblau. Trotzdem die Gesichter fast verblaßt sind, ist eine Charakterisirung erkennbar, und wie die Engel und Evangelistensymbole sich um die Heilandsgestalt ordnen, wie der Raum gegliedert ward, ist wahrhaft erstaunlich. In dieser Zeit wurde weder in Italien noch in Frankreich gleich Gutes geleistet. Nach Künstle und Beyerle beeinflußten diese Fresken die Portalskupturen in Arles, Poitiers, Chartres und anderen als Muster geltenden Kathedralen. Hier, auf dieser alemanischen Insel, blühte werthvolle Kunst; und das niederzeller Jüngste Gericht bildet den krönenden Abschluß dieser ältesten deutschen Malerei.

In der Dämmerung ließ ich mich hinübersetzen; schattenhaft lag die Insel auf der glatten Fluth. In der Mitte ragte im Klostergebiet das Münster empor, dort, am anderen Ende, die Zelle des Hatto und hier die von Egino erbaute. Abendlicher Schein umgab die drei Thürme; sie spiegelten sich im See.

Marie von Bunsen.

Selbstanzeigen.

Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. J. J. Weber in Leipzig. 4 Mark.

Man forderte mich auf, zu erzählen: von mir selbst, meinem Werden, meinen Büchern. Also von meinem Leben und Leiden. Denn meine Bücher sind mein Leben. Und das Leben ist nur dann so recht ein solches, wenn es gelitten wird. In vielen, zu vielen Büchern versuchte ich, den Erscheinungen dieses leidvollen Menschendaseins unvollkommen und stammelnd Ausdruck zu verleihen. Gab doch ein Gott nur Wenigen, zu sagen, was sie leiden. Statt über meine Person ins Plaudern zu gerathen, möchte ich von den Stätten reden, die das Lokal dieses Romans bilden. Von ihnen berichtend, spreche ich übrigens zugleich auch von mir: sind sie doch von meiner geistigen Entwickelung, meinem Werden und Sein, meinem ganzen Menschen nicht zu trennen.

Die Domus Alba ist mein leuchtendes Haus, die Villa Falconieri, nach der ich als junger Mensch durch eine schier märchenhafte Schickung verschlagen ward,

aus der Sturmfluth des Lebens durch eine schäumende Welle auf ein stilles Eiland getragen, das einer Insel der Seligen gleicht. Hier lebte ich, dachte ich, dichtete ich. Ein volles Menschenalter bewohnte ich das alte Haus der Fürsten Falconieri und mein Dasein gestaltete sich in diesem köstlichen buon retiro, seinem äußeren Bilde nach, zu einem Künstlertraum, einer Dichtung. Es war eitel Schönheit. Höchste und zugleich reinste Schönheit wars; denn es war ein Aufgehen in die herrlichste, in die hehrste Natur. Und diese Natur war die Campagna Roms mit dem ganzen Ueberschwall ihrer großen Erinnerungen; diese Natur war das liebliche Albanergebirge mit den Rebenhügeln und Oelwäldern Frascatis, den Ruinen Tuskulums. . . In diesen Ruinen, die in ihrer Kolossalität den Trümmern eines Bergsturzes gleichen, unter den gestürzten Säulen eines Apollon-Helios-Tempels verträumte ich Frühlingstage und Sommerabende. Die Veilchen des Plinius webten um mich einen Teppich, in der Kaiserfarbe strahlend; die Wohlgerüche der blühenden Menthe schwebten wie Weihrauchdüfte um den Ort, der dem Sonnengott geheiligt gewesen; zahllose Königskerzen entzündeten ringsum auf silberhellen Blattkandelabern ihre goldenen Flammen und zur Herbstzeit schlüpften smaragdgrüne Eidechsen durch das rostbraune Laub der verdorrten Farne.

Und, tief unter mir, hingelagert aller Landschaften Königin! Der Glanz des Sommertages hüllt sie in Gold und ihre Gefilde blühenden Mohnes schmückten sie mit Rubinen. Ging über Rom die Sonne unter, so umkleidete düsterer, feierlicher Purpur den göttlichen Leib von Mutter Erde, die hier der Welt Rom geboren hatte. Den Berg Oreste sah ich aufsteigen als ewige Felsensphynx und die Schwefelseen der Albula schwimmen gleich einem Nebelstreifen auf der Steppe zu Füßen des Monte Gennaro.

Was der kaiserliche Einsiedler von Capri nicht schaute, ist jene blaue Kuppel, die über dem weißen Rom zu schweben scheint; ein kristallener Kelch wie von Engelhänden emporgehoben, auf daß kein Erdenstaub das Strahlende beflecke, das Heiligthum schände: die Peterskuppel, die Kuppel Michelangelos Buonarotti. Sie überwölbt das Grab des Apostelfürsten, der ausgesandt ward, der Welt den neuen Gott zu verkünden, den einzigen und ewigen Gott; denn er ist der Gott des Mitleids, ist der Gott, der kommen mußte in diese Welt voll Thränen und Jammer. Kaiser Tiberius erkannte nicht den kommenden Gott, aber er ahnte ihn. Es war seine Ahnung, die ihn an den alten Göttern rütteln und reißen ließ: seine Sehnsucht wars . . . Dort drüben, mir gerade gegenüber, jener schön geschwungene Gipfel trug des lateinischen Landes höchstes Heiligthum: den Tempel des Jupiter Latialis. Im letzten Stadium seines Caesarenwahnes wollte Tiberius in jenem Tempel den Altar stürzen, die Säulen niederreißen, — aus seiner Ahnung, seiner Sehnsucht nach dem neuen Gott heraus. Unterhalb des Monte Cavo jene lange Waldlinie begrenzt den Kraterrand, in dessen Tiefe der lieblichste aller Seen als silberheller stiller Spiegel leuchtet: der Spiegel Dianens, der See von Nemi, dessen Hain einstmals das schauervollste aller göttlichen Mysterien barg; denn Apollons jungfräuliche Schwester heischte in ihrem Dienst an jener Stätte Menschenopfer. Kaiser Tiberius duldete sie, für seine eigene Göttlichkeit das Leben von Legionen fordernd.

Dieses Alles sah mein Auge von den Ruinen der Kaiservilla aus, während mein Ohr auf den Gesang lauschte, der wie aus offenen Himmeln zur Erde herabdrang, während in meiner Seele eine nebelhafte Gestalt sich formte: Kaiser Tiberius,

mit dem Lächeln des Wahnsinns um die Lippen, mit dem Blick der Sehnsucht an dieser Stätte hinausschauend über Land und Meer, um die Ankunft des neuen Gottes zu erwarten.

Dann begab es sich eines Frühlingstages, daß ich dort oben nicht allein ruhte. Mit mir befand sich der Jüngling, der sich sehnte, in Schönheit zu leben und ein guter Mensch zu sein. Aber die Götter liebten ihn zu sehr; und die Götter lassen jung sterben, wen sie lieben. Als ich ihn zu Grabe trug, lebte er für mich auf; und meine Geschichte von der Sehnsucht des Kaisers Tiberius hatte ihren Helden gefunden.

Die Domus Alba. . . Eine Geschichte hat auch diese Stätte, die geweiht ist durch ihre Schönheit. Der größte Schönheitsucher des Alterthumes, Lucius Lucullus, dieser Lebenskünstler, der seinen siegreichen Feldherrnstab mit tuskulanischen Rosen umwand, entdeckte sie und machte sie zu einem Gedicht in Travertin und Marmor, in Blumenfeldern und Hainen, die von griechischen Statuen bevölkert waren. Unverwüstlich entsteigen Frascatis Oelwäldern noch heute die gewaltigen Fundamente, auf denen Luculls Landhaus sich erhob, unmittelbar neben dem des großen Marcus Tullius Cicero. Noch heute tragen antike Säulen die Halle der Villa Falconieri; noch heute liegen, halb vergraben, mächtige Gebälkstücke unter den Lorberbüschen; Zyklamen röthen den Grund um moosige Kapitäle und über dem leeren Brunnenbecken neigt sich noch heute der schlanke Leib einer Nymphe als genius loci herab. . . Jetzt wird die Domus Alba eine Heimstätte deutscher Kunst.

Frascati. Richard Voß.

Die Blumenschale. Ein Buch neuer Gedichte von Hugo Salus. Albert Langen, München. 2 Mark.

Die Blumenschale.

Der Blumenschale schön gewölbes Rund
Hat eine liebe Hand dem Freudelosen
Gar oft gefüllt mit überirdischen Rosen:
Wie schien das Leben ihm da süß und bunt!

Nun sehnt der Schale schön gewölbtes Rund
Sich nach der Weichheit roth und weißer Rosen,
Nach ihrer Blätter schmeichlerischem Kosen
Und ward darob gleich einem Dichtermund.

Denn wie ihr Rand, dieweil er Rosen träumt,
Nach Rosen duftet, die doch längst verblühten,
Weil ihn die liebe Hand zu Kränzen säumt:

So singt mein Mund in Dunkel, Noth und Harm
Von Glück und Liebe, die doch längst verglühten,
Und meine Sehnsucht macht mein Lied erst warm. . .

Prag. Hugo Salus.

Englische Malermeister.*)

Die Befreiung vom Rokoko ist der größte Ruhm der englischen Malerei und das entscheidendste Ereigniß in der Entwickelungsgeschichte der europäischen Kunst. Es leitet das reiche Schauspiel ein, das wir im neunzehnten Jahrhundert sahen.

Hogarth war zuerst Mensch, dann Künstler. Er schilderte in der Kunst verschiedene Seiten seines Wesens, sonnte sich in ihr und war wie ein Kristall in der Sonne. „Variety" war seine Losung. Kein Blatt, keine Skizze, kein Bild, in dem nicht der Mensch zu uns spräche; der selbe Mensch in immer neuen Variationen. Eine Empfindung, die diese Formen nahm, nicht von ihnen genommen wurde und die noch übrig bleibt, nachdem wir das ganze Werk gesehen haben, wie die Kraft des Naturelementes, die Dies und Jenes that und noch viel Anderes thun könnte. Wenn uns Künstler ihrer Art nach nicht unendlich erscheinen, sind sie nie groß. Hogarths zeitgenössische Landsleute, auch die größten, waren erst Artisten, dann Menschen. Waren sie Künstler? Wir gehen mit dem Wort leichtsinnig um, nennen einen Rembrandt so und einen Buchbinder, decken mit dem selben Begriff Geschicklichkeit, Fleiß, Alles, was der Intellekt mit Einfällen fertig bringt, und Genie, das große, nie zu erklärende, an dem Geschicklichkeit, Fleiß und Intellekt und ich weiß nicht, was sonst noch Alles, nur wie die Finger sind an der Hand eines Riesen. Hogarth hatte den großen Willen zur Welt und gegen die Welt. Es zog ihn gewaltig, sich über die Erde zu schwingen und von oben zu regiren, Menschen und Thiere, Leidenschaften und Laster und sich selbst dazwischen mit all seinen drolligen und ernsten, seinen schönen und häßlichen Seiten wie ein Panoramenmaler zu betrachten. Er, der ganz auf der Erde wurzelte, dem ein Cook-Maid mehr war als „irgendeine große Venus", der nichts fertig brachte, als was er leibhaftig gesehen zu haben glaubte, war ein Idealist, ein Phantast, ein Symbolist, Alles, was man nur nennen mag, um das vom Erdenschweiß Abgewandte zu bezeichnen.

Das waren die Anderen nicht. Sie spotteten über seine schlechte Orthographie.

---

*) Seinem Hogarth-Buch läßt Herr Meier-Graefe (wieder bei R. Piper & Co. in München) jetzt eins über die „Großen Engländer" folgen. Von allen Büchern, die wir ihm danken, vielleicht das ruhigste, klarste, leidenschaftloseste. Aus dem Kapitel Portrait-Manufacturers wird hier ein Bruchstück veröffentlicht. Wer die „Großen Engländer" (immerhin durch das Temperament eines in Manetliebe erwachsenen Impressionisten) sehen will, muß das gute Buch ganz lesen. Zu rechter Zeit kommts. Die von einem Kaiser und einem Botschafterkandidaten geförderte Ausstellung englischer Portraits hat, dank hohem und höchstem Patronat, einen Zulauf gehabt, der manchen Modernen geärgert (und zu dem Rücktritt des Herrn von Tschudi mitgewirkt) hat. Die berechtigte Freude an der glatten, klug soignirenden Kunst der Briten kam oft zu läppisch überschwänglichem Ausdruck. Die Akademiker jauchzten, die Sezessionister knirschten. Statt in diesen aufs Gefallen berechneten Bildern schöner, kräftiger, vom ersten Lebenstag an gepflegter Menschen das Bündniß alter Kultur mit emsigem Kunsthandwerkergeist zu begrüßen, thaten Viele, als tage der Bildkunst ein neuer Morgen und sei Alles, was in den letzten Jahrzehnten geschaffen ward, endgiltig als falsch erwiesen. Jeder Werner dünkte sich einen Reynolds. Sub auspiciis imperatoris eine Modeschwärmerei. Nicht für Unbeträchtliches diemal. Dennoch: das Buch Meier-Graefe kommt zu rechter Zeit.

Es giebt eine ganze Literatur über die Frage, ob er richtig schreiben konnte. Er, der, wie Rembrandt, von dem das Selbe gesagt wird, die Gabe hatte, mit Bildern zu schreiben. Sie spotteten über die Malart auf seinen Szenen, die nicht den Regeln entspreche, und vergaßen, daß er der Mann war, seine eigenen Regeln zu finden, stark genug, seine Bilder noch leuchtend zu erhalten, wenn die der Anderen längst verdorben sein würden. Etwas hatten sie, was ihm fehlte und was noch heute, wie zur Zeit des „Mariage à la mode", dem Portemounaie zuträglicher ist als der Kunst: Gefälligkeit. Sie waren von einer Höflichkeit, die sich wie ein freundliches Lamm von seiner Bulldoggenhaftigkeit abhob und trotzdem der kühlen Einsicht nicht entbehrte, mit den Bedürfnissen des lieben Ichs rechnen zu müssen. Auch sagt man ihnen Geschmack nach. Davon redet man bei Künstlern nur, wenn nichts Anderes zu sagen übrig bleibt; und es wäre Blasphemie, Dergleichen bei Hogarth hervorzuheben. Sein Geschmack war so souverain, daß er als etwas ganz Anderes erscheint als die Gabe der Anderen. Was bei Reynolds und seinen Nachfolgern Geschmack genannt wird, ist nicht der ihre, sondern der der hübschen Dinge auf ihren Bildern. Er ist allenfalls Wahlvermögen, nicht Schöpfung und bedeutet in der Kunst nicht mehr als im Leben: eine Schneiderfrage. Diesen zeigt die englische Malerei bis zum heutigen Tag; und er macht, daß ihre Werke bis auf wenige Ausnahmen nicht menschlichen Dokumenten, sondern konfektionirten Artikeln gleichen. Als solcher ist er bewundernswerth; denn die Artikel sind in ihrer Art glänzend. Es gehörte Außerordentliches dazu, um einem ganz sekundären Organ solche Machtmittel zu geben. Mit Gaben, die sonst gerade ausreichen, den Menschen angenehmes Benehmen beizubringen, entstand hier beinahe eine Kunst. Beinahe. Was daran fehlt, ist nicht mehr oder weniger als Das, was einen wohlerzogenen Menschen zum Genie und eine erfreuliche Thatsache zum bestimmenden Schicksal macht. Nichts ist angenehmer als englische Bildnisse. Man sieht sie so gern wie schöne Frauen, die uns liebenswürdig entgegenkommen und mit gastfreundlicher Zusprache uns der Mühe des Sprechens entheben. Der Reiz im ersten Moment übertrifft bei Weitem unsere Empfindungen im gleichen Fall vor Werken größerer Meister. Sie geben ungebeten. Es genügt, ihnen das Auge hinzuhalten. Wie in eine geöffnete Hand legen sie mit milder Geste ihr Geschenk, eine Gabe, die auch Den erquickt, der nicht Zeit und Lust hat, sich mit irgendeiner Spannung seines Ichs zu plagen. Anders die Großen. Sie verlangen von uns, fordern gebieterisch, daß wir ihnen opfern, und unsere Hingabe ist Qual, bevor sie Genuß wird. Dafür bleiben sie. Hogarth wird mehr als freundliche Begegnung. Man verwächst mit ihm. Während man sich die Anderen aus- und anziehen kann wie bequeme Kleidungstücke, beginnt Hogarth, an unserem Menschenthum zu bilden, wird zu unserem ständigen, ganz unentbehrlichen Bestandtheil, zu einem Organ von uns, mit dem wir weiter sehen, weiter erfahren, um Vieles weiter leben als vorher, da wir ihn noch nicht kannten.

Außer dem Geschmack der populären Portraits der englischen Schule lobt man ihren Geist. Man nennt die Bilder geistreich. Ein Geist, der nur betrachtet, nicht mit allen Fasern der Persönlichkeit Antheil nimmt, nicht mitlebt mit seinen Geschöpfen, wird nothwendig nur ungeistige Dinge hervorbringen. Daher erscheinen dem Widerstandskräftigen alle die Geistreichen, von Reynolds bis auf Lawrence, trotz all ihrer unzweifelhaften Grazie, trotz ihrem unleugbaren Geschmack im letzten Grunde wie grobe Materialisten. Ihr Geschmack und ihre geistreiche Mache gaben

schließlich nur die Schale ihres Wesens; und da die Schale nur rein konventioneller Art ist, kann sie nicht zur Bestimmung der Persönlichkeit genommen werden.

Die englische Malerei des achtzehnten Jahrhunderts kommt von Van Dyck her (wenn es angeht, nur den entscheidendsten unter den vielen Beeinflussern zu nennen). Van Dyck im Guten und im Bösen. Auch Hogarth, der auf seinem Haus die Büste Van Dycks aufstellte (ich frage mich immer, ob es nicht etwa eine Karikatur war) nahm sein Theil von ihm; und was ihm am Vorbild gefiel, war nicht das Schlechteste. Die Anderen hielten sich nicht nur an das künstlerische Gebahren des vlamischen Meisters. Jabach, der viel bewanderte Kunde Van Dycks, hat De Piles, dem Verfasser des „Cours de peinture par principes", verrathen, wie der Maler in London prozedirte, nachdem ihm die Gunst Karls des Ersten die Herzen der Londoner gefügig gemacht hatte. „Der Maler gab den Leuten, die gemalt sein wollten, Tag und Stunde an und arbeitete nie länger als eine Stunde auf einmal an einem Portrait, ob es sich nun um die Skizze handelte oder um die Vollendung. Mit dem Schlag der Uhr erhob er sich und machte dem posirenden Kunden eine Verbeugung, um ihm zu bedeuten, daß es für diesen Tag genug sei, und verabredete mit ihm von Neuem Tag und Stunde. Während sein Kammerdiener die Pinsel reinigte und eine neue Palette vorbereitete, empfing der Maler bereits die nächste Person, der er Rendezvous gegeben hatte. So arbeitete er am selben Tage an mehreren Bildnissen zugleich mit außerordentlicher Geschwindigkeit. Nachdem er sich eine leichte Skizze gemacht hatte, ließ er den Besteller die Pose einnehmen, die er sich für ihn ausgedacht hatte, und mit weißem und schwarzen Blei zeichnete er auf graues Papier in einer Viertelstunde Figur und Kleider, ‚qu'il disposait d'une manière grande et d'un goût exquis'. Diese Zeichnung gab er dann geschickten Leuten seines Hauses, die sie nach den Kleidern vervollständigten, so der Kunde auf Wunsch Van Dycks geschickt hatte. Nachdem die Schüler nach der Natur, so gut sie konnten, den Faltenwurf gemacht hatten, ging er selbst leicht darüber und gab in sehr kurzer Zeit mit seiner Geschicklichkeit die Kunst und die Wahrheit, die wir daran bewundern. Für die Hände hatte er Personen beiderlei Geschlechtes bei sich, die ihm als Modelle dienten."

Weniger der Reflex einer starken Epoche, mit dem Van Dyck sein Talent speiste, und die relative Kraft seiner besten Bilder als die weise Oekonomie des Geschäftsmannes wurde das Rezept der von Reynolds geführten Generation. Man hat, wenn man die Berichte über den Betrieb in Reynolds' Atelier durchblättert den Eindruck, mehr die Frequenz im Kabinet eines fashionablen Zahnarztes als die Wirksamkeit eines Malers kennen zu lernen. Portrait-Manufacturer tauste Hogarth die Art. Sie blieb im Grunde nach ihm die selbe, die sie vor ihm gewesen war. Die Evolution in der englischen Bildnißmalerei vollzog sich in der Epidermis. Es ist kein entscheidender Unterschied zwischen den verhältnißmäßig ungerecht verurtheilten Werken Knellers und den späteren. Der Manierismus zeigt reichere, komplizirtere Masken; das Gesicht darunter bleibt das selbe. Zweifellos wuchs die Kultur. Man braucht nicht die Reden des ersten Akademiepräsidenten zu lesen, deren salbungvoller Ton so weit von der Würze hogarthischer Aussprüche und der Eindringlichkeit seines theoretischen Subjektivismus entfernt ist, um das achtungwerthe Kulturniveau des Kreises um Sir Joshua Reynolds zu erkennen. Jedes seiner Bilder verräth die selbe Bildung. Wenn die Beschäftigung mit edlen Dingen ein Kriterium

ist, kann man dieser ganzen Epoche der englischen Kunst nicht die Anerkennung versagen. Und thatsächlich ist es eins; nur nicht für die Kunst einer Epoche. Auch diese gewinnt stets aus dem Wirken der großen Vorgänger unübersehbaren Vortheil, vorausgesetzt, daß sie ihrer Betrachtung den nothwendigen Grad von Intensität verleiht; ja, man kann fast sagen, daß sich die Kunstepochen in ihren Leistungen nach den verschiedenen Graden dieser Intensität unterscheiden. Das ergiebt sich, zum Beispiel, wenn man das englische achtzehnte Jahrhundert mit dem neunzehnten vergleicht. Daß uns die frühere Zeit wie eine relativ klassische Periode erscheint, kommt nur von dem höheren Grad von Aufmerksamkeit her, den Reynolds und seine Schule ihren Meistern entgegenbrachten. Nicht etwa die Veränderung des Vorbildes, nicht, daß die Alten die Meister des Malerischen bevorzugten, die Praeraſaeliten auf andere Künstler zurückgingen, bestimmt den wesentlichen Unterschied, sondern, daß die relative Intensität der Beziehungen zwischen Künstlern und Kunst im achtzehnten Jahrhundert, so bescheiden sie, absolut genommen, war, im neunzehnten Jahrhundert noch viel mehr erschlaffte und sich noch mehr als je zuvor auf das Aeußerliche warf. Der Grundfehler, den Hogarth stets vermied, die Nachgiebigkeit gegen den Geschmack des Amateurs auf Kosten der persönlichen Empfindung, war im achtzehnten Jahrhundert das Entscheidende; und er wird durch den Umstand, daß Künstler und Amateur sich, wie bei Reynolds, oft in der selben Person vereinten, menschlich begreiflich, aber nicht in den Folgen gemildert. In jedem großen Künstler, mag man nehmen, welchen man will, wirkt neben dem komplexen, entwickelungsgeschichtlichen Moment, das uns mehr oder weniger deutlich verräth, auf welche Vorgänger er sich aufbaut, ein primitiver Geist, der uns zuerst kraft seiner Originalität der Anschauung gefangen nimmt und das Uebernommene als Theil seiner Welt, nicht als einer anderen gehörend, erscheinen läßt. Dieser ist, was ich bei Hogarth das Spiel nannte, Spieltrieb überschüssiger Kraft, der nur deshalb zur Kunst greift, weil ihm sonst keine gleich auslösenden Möglichkeiten übrig bleiben. Daraus erwächst im Betrachter die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Spieles, deren man unbedingt bedarf, um das Gebotene nicht als raffinirten Zeitvertreib, sondern als höchste Aufbietung des menschlichen Idealismus zu begreifen.

Von dem Manufakturcharakter, den Hogarth seinen Kollegen vorwarf, ist auch die bedeutendste Erscheinung der Schule nicht frei. Auch Gainsborough besaß nicht die Kraft der großen Menschheitschilderer, nicht das durchdringende Auge, dem sich alles Wesentliche der Erscheinung erschließt, nicht die Rücksichtlosigkeit, die Hogarths Kunden manchmal zur Verzweiflung brachte, alles Ueberflüssige dem Ausdruck zu opfern. Er malte seine Portraits eines Details wegen oder einer Gruppe von Details zu Liebe, stellte die konventionelle Eleganz über elementarere Dinge und ließ ein Stückchen Stoff lebendiger werden als das Gemälde. Man kann sich dem Reiz der Kostüme einer Miß Siddons und einer Perdita sicher nicht entziehen. Aber der Reiz erregt nur den unerfüllbaren Wunsch, diese Kostüme vielleicht ohne ihre Besitzer einmal in Wirklichkeit zu sehen oder die Besitzer kennen zu lernen, vielleicht sogar ohne Kostüme. Unsere Sehnsucht wird nicht gleichzeitig vom Bilde erregt und gestillt, sondern zur gröberen Begehrlichkeit gesteigert, die über das Bild hinaus materialisiren möchte. Viele seiner Gruppenbilder vor den flüchtig skizzirten Coulissenlandschaften oder den roth drapirten Hintergründen wirken wie Theaterdekorationen. Das wäre kein Fehler, wenn das Dekorative einen Rhythmus

vorbrächte. Aber für solche Behandlung fehlte Gainsborough die Kühnheit. Das Dekorative bleibt gegenständlicher Art. Er verfährt mit Dem, was das Objekt malerischer Darstellung sein sollte, wie der Theaterregisseur mit Versatzstücken. Die Pferde auf den Reiterbildnissen wirken wie billige Nachahmungen, die nur etwas ganz Aeußerliches mit dem Thier der Natur gemein haben. (Man denke an das Bildniß des Generals Honywood bei Agnew oder an das des Viscount Ligonier bei Charles Wertheimer in London.) Oder er geht etwas weiter, schafft einen Kompromiß: und daraus entstehen Fragmente. Vor dem großen Gruppenbild der Familie Baillie in der National Gallery hat man den Eindruck, daß, wenn sich mal die große rothe Draperie hinter der Gruppe bewegte, auch die Leute mittanzen würden; so vorhangmäßig wirkt das Ganze. Der dekorative Zusammenhang geht nicht durch das ganze Bild. Das Räumliche wird dem Zusammenhang geopfert, ohne daß dieser zu überzeugen vermag. Daß der Arm, der dem Kinde die Blume reicht, zu dem blaugekleideten Jungen gehört, ist kaum zu glauben; und noch beunruhigender wirkt die schwache Stabilität der ganzen Gruppe. In der Nähe dieses Bildes, im Vestibule der National Gallery, hängt (nicht der beste) Richelieu von Champaigne. Der erdbeerrothe Talar, der feudale Gesichtsausdruck unter dem purpurnen Käppi, die grüßende Geste der Hand lassen über die oberflächliche Absicht des Gemäldes keinen Zweifel. Trotzdem kenne ich kein Bildniß der englischen Schule, in dem sich der repräsentative Charakter mit gleicher Solidität des Malerischen vereinte. Man wird Champaigne nie in einem Athem mit den großen Portraitisten des siebenzehnten Jahrhunderts nennen; aber er hatte auch nicht die Absicht dieser Großen, die den Ehrgeiz der Engländer stachelten, wollte weniger als sie und brachte es thatsächlich viel weiter. Die Pose, zu der er sich mit vollem Bewußtsein hergab, wird von dem passenden Körper gemimt; kein Theil des Bildes fällt aus dem beabsichtigten Eindruck heraus. Den Werken Gainsboroughs fehlt die sichere Basis einer Harmonie. Aber Gainsborough bewegt uns doch mitunter, selbst wenn wir von seinen Landschaften absehen, in ganz anderem Umfang als seine Kollegen. Er hat mit seinen Bildnissen keine Frauen, aber ein weibliches Parfum gegeben, das fast das Leben suggerirt. Seine Eleganz entsteht nicht nur aus der Mode des Tages, sondern aus seinem differenzirten Gefühl für alles Graziöse und aus einer Darstellungart von eigener Herkunft. Wir sehen vielleicht nicht die Frauen, die er zu schaffen suchte, aber Etwas von ihm selbst, das uns die Anderen nicht geben, fühlen in dem Schwächlichen seiner Formen Etwas von der Fragilität seiner Zartheit, können uns ungefähr denken, wie er war und wie er gern sein wollte (ein nobler Geist, dem alles Gemeine fern lag), und empfinden weniger den abschreckenden Eindruck dreister Genügsamkeit mit dem Unzulänglichen, der uns auch die besten Werke der Anderen verbittert. Auch sein Geschmack schützte ihn nicht vor ganz verfehlten Werken, von denen die Dulwich Gallery noch nicht die schlimmsten aufbewahrt. Auch er malte, was ihm vor die Staffelei kam, und brutalisirte mit dem Massenbetrieb eine Gabe, die bei größerer Enthaltsamkeit zu einer reinen Frucht gezüchtet werden konnte. Wohl aber enthielt er sich, mehr als die Anderen, des frevlen Spieles mit überlieferten Werthen. Was ihm die Kritik bis zum heutigen Tage nicht ganz vergessen hat, eine gewisse Oberflächlichkeit in der Pinselführung, die sogar in den offiziellen Bildnissen der beiden Cumberland oder in den Königsbildern in Windsor bemerkt wird, möchte ich ihm als Verdienst rechnen. Sie scheint

mir das Symptom einer Selbständigkeit der Gesinnung, die dem Materialismus der Modemalerei eine Schranke zog, und trägt dazu bei, die Schärfe der Einwände gegen den Künstler durch die Ahnung von der Generosität des Menschen zu mildern.

Nichts fehlte Reynolds so sehr wie Menschlichkeit. Man lernt vielleicht, wie er über Rembrandt und Van Dyck und über die Italiener dachte. Das steht aber schon in seinen „Discourses", so weit man aus diesem matten Gemüse unklarer Meinungen Etwas herauslesen kann. Dagegen macht er uns unmöglich, ein Bild seiner eigenen Persönlichkeit zu gewinnen, das geeignet wäre, der Kunstgeschichte, die von den menschlichen Offenbarungen handelt, ein neues Blatt hinzuzufügen. Was er von den Vorgängern meldet, ist nicht Das, was uns wesentlich daran erscheint. Man erzählt, daß er ein Gemälde von Tizian zerstörte, um hinter die „Technik" zu kommen. Er verwechselte stets den Zufall mit der Ursache und versuchte, die Bewegungen von Leuten nachzuahmen, deren Empfindungen ihm fremd waren. In Van Dyck einen Kostümkünstler zu sehen, war ein verzeihlicher Irrthum. Aber Reynolds und seine Genossen nahmen von Velazquez und Rembrandt, was Van Dyck ihnen geben konnte: Das war kein Irrthum, sondern Majestätverbrechen. In der National Gallery hängt der berühmte „Banished Lord", der rembrandthafteste Reynolds, in ganz tiefbraunem Ton mit rothem Umhang. Ein Gegenstück ist das Selbstportrait im selben Saal oder das mit der Brille im Buckingham Palace. Der erste Gedanke vor diesen Bildern wird unwillkürlich Rembrandt herabsetzen. Der Mensch ist gemeinen Instinkten immer am Schnellsten zugänglich: und so meldet sich hier zuerst Etwas wie das Bewußtsein einer unerwarteten Kleinheit des Vorbildes. Man sieht mit den Augen des Plagiators, ohne sich des Plagiates bewußt zu werden, und rechnet Rembrandt nach, daß seine Kunst schließlich recht simpel war und man doch vielleicht zu weit ging, da man ihn außerhalb aller Vergleiche gestellt hat. Die Aehnlichkeit überrascht in der That. Es ist nicht allein die typische Farbe, sondern auch das Korn nachgebildet, das poröse Fleisch, die eigenthümliche Materie; eine Nachbildung, der noch dazu nicht der Schein des Natürlichen fehlt, die in gewissem Sinn wie eine Fortsetzung, vielleicht gar wie eine Verbesserung erscheint. Was Einem bei Rembrandt unbegreiflich blieb, wird hier ganz natürlich, ersichtlich wie eine kunstgewerbliche Wirkung. Das Unaussprechliche verdichtet sich zur einfachen Begebenheit. Es ist zum Glück nicht schwer, den Irrthum eben so schnell abzulegen, wie er entstand. Doch scheint es, daß nicht Jeder von Reynolds Bildern hinweg den Weg zu echten Meisterwerken findet, um sich von der Differenz zu überzeugen. Sonst würde der Nimbus Sir Joshuas nicht in unseren Tagen noch so manche Augen bestechen, würde auch heute noch so manche Fälschung Sir Joshuas in englischen Sammlungen nicht den Namen Rembrandts tragen.

Reynolds gleicht Rembrandt wie das Geräusch eines ausgezeichneten Phonographen der menschlichen Stimme. Er gab ihn ohne das Drama; nicht ohne Dramatik. Unter Drama verstehe ich das Schauspiel erregter Natur, das sich in jedem Werk des Einzigen abspielt, meine das Zusammenfließen gewaltiger Ströme, die nie zur Ruhe kommen; das Miteinanderkämpfen dunkler Kräfte, die nie müde werden, die stürmische Aktion aller Elemente des Werkes, die uns mitreißt und doch (wer würde es je deuten!) die Ruhe vollendeten Gleichgewichtes in die Seele gießt. Reynolds malt mit Rembrandts Farben. Auch diesen und jenen Strich

mag man wiederfinden. Aber die Theile scheinen sich bei ihm auf einer Stelle zu bewegen. Sie leisten nichts. Was Sandrart als Sonderheit Rembrands hervorhob, daß er „allen Denen die Augen geöffnet, welche dem gemeinen Brauch nach mehr Färber als Maler sind", geht bei Reynolds wieder verloren. Nicht das Werden des Kunstwerkes erkennen wir, die Handlung seiner Atome, nicht die Entwickelung der zur Schöpfung werdenden Empfindung, die allein in uns den Glauben an das Schöne erweckt, sondern der unbewegliche Zustand wird zu zeigen versucht, der Eindruck, den wir uns immer nur selbst bereiten können. So wandelt sich der vermeintliche Fortschritt über Rembrandt hinaus zu einer Verbilligung des Vorbildes. Das Wichtigste verschwindet und nur ein Schatten bleibt. Man kann nicht wie Rembrandt malen, nicht seiner Größe wegen, sondern, weil die Wiederholung solcher Konstellation der Instinkte ausgeschlossen ist. Annäherungen sind denkbar, hervorgebracht durch glühenden Enthusiasmus und eine Verwandtschaft der Empfindung. Sie haben sich oft genug ereignet und wir sahen daraus neue Werthe hervorgehen; die ganze Kunstgeschichte baut sich auf solche Wahlverwandtschaften. Nur werden wir immer in solchen Fällen den überlieferten Werth als Schale oder als Kern eines Neuen erblicken, umgewandelt durch eine neue Empfindung, nicht verarmt, wie bei Reynolds, sondern bereichert. So entdecken wir in Hogarth durch das reiche Gewebe seiner Impulse hindurch Rubens; und diese Entdeckung schmälert weder den Einen noch den Anderen. Unsere Liebe zu dem großen Vlamen erhält durch die Zeugenschaft eines großen Nachfolgers neue Nahrung, und daß Hogarth ein so gewaltiges Vorbild zum Nutzen seiner Kunst zu absorbiren vermochte, rechnen wir ihm zum Ruhm. Auch Reynolds fügt den überlieferten Werthen Etwas von sich hinzu; aber es ist rein negativer Art ... Vermeintliche Qualitäten der Alten übertrieb Reynolds. Er machte die Schatten um ihr Gestirn noch dichter und kam der Zeit, die nur in den Augen der Sentimentalen und Schwachen einen Rembrandt verbessert hat, noch bei ihrem Zerstörungwerk zu Hilfe, indem er die verschwiegenen Kostbarkeiten aus dem unbeabsichtigten Dunkel ganz entfernte. Sein Antheil am Vorbild war also Raub. Er that nicht nur nichts hinzu, sondern lohnte die Hilfe mit Entstellung.

Darin beruht die verhängnißvolle Rolle des berühmten Führers. Wie er mit Rembrandt handelte, so verfuhr er mit Van Dyck (man denke an das Bildniß der „Two Gentlemen" der National Gallery und viele andere), so verfuhr er mit den Italienern (man denke an den „Death of Dido" im Buckingham Palace, an die „Charity" in Oxford, an die „Children with a net" bei Sir Alexander Henderson). Johnson hat diesen vielgerühmten Universalismus treffend gegeißelt: „One may be so much a man of the world as to be nothing in the world." Er war es vor Allem, der in die neue Kunst den üblen Brauch einführte, an die Stelle des Originalwerkes, dessen Eigenart die Hingabe aller Kräfte des Aufnehmenden fordert, ein gefälliges Feuilleton zu setzen, mit dem sich der sparsame Leser immer lieber zufrieden giebt. Ein Popularisator schlimmer Sorte, am Meisten verantwortlich für die Verweichlichung der englischen Kunst, an deren Folgen noch heute das Kunstleben nicht nur Englands krankt. Wohl hatten die Meister Hollands und Italiens schon lange vor Reynolds ihre Epigonen. Es waren Schüler, die den Meister mit oder ohne seinen Willen nachahmten, oder Neider, denen das aufsteigende Gestirn die Galle oder die Gewinnsucht stachelte. Solche niederen Kon-

kurrenzen sind unvermeidlich; und mögen sie in der Biographie des Helden noch so viel Platz einnehmen: sie haben mit ihm, nicht mit uns zu thun. Bandinelli konnte vielleicht Michelangelos Karton zerstören und ihm ein paar Aufträge wegnehmen. Die schädigende Wirkung war ein Steinchen auf dem Lebensweg des Großen und gehörte zu ihm, wie alles Ungemach dazu gehörte, um den Meister zu bilden, der in unserer Vorstellung lebt. Reynolds aber griff unter der Maske der Verehrung und mit einer Geschicklichkeit, die ihresgleichen nie gefunden hat, an diese Vorstellung. Er setzte ein blasses Abbild an die Stelle des Großen, der jedem Volk Nationalheld sein sollte. Mag er sich seines Vergehens nicht bewußt gewesen sein: Das hat nur untergeordnete Bedeutung. Selbst der nicht gerechtfertigte Einwand, daß er erst die großen Leute zur Mitwirkung an der Bildung heimathlicher Traditionen heranzuziehen versuchte, entkräftet nicht den Vorwurf, daß er mit ihnen eine Blasphemie beging. Und wie er die Anderen banalisirte, so trivialisirte er vor Allem sich selbst. Er spielte Theater mit seiner Empfindung. Ich kenne nichts Banaleres als die berühmte Siddons als tragische Muse in Grosvenor House (oder gar die ungeheuerliche Wiederholung in Dulwich) oder Garrick zwischen der Komoedie und Tragoedie, bei Lord Rothschild, oder das Hauptwerk in der Eremitage in Petersburg: der junge Herkules als Schlangentöter. Eine göttliche Gerechtigkeit will, daß die Geschicklichkeit, die nicht einer großen Aufgabe dient, nur dahin wirkt, das Banale noch banaler zu machen. Deshalb vermag einem Freunde der Kunst, dem sich der Sinn für edle Meister erschloß, die Virtuosität mancher Bilder von Reynolds nicht die profunde Bedeutungslosigkeit seiner ganzen Thätigkeit zu verhüllen. Gewiß war er reich an Einfällen. Das Mädchen mit der Puppe, im Besitz der Prinzessin von Hessen, oder das rundliche, rosige Gesicht der Nelly O'Brien unter dem weißen Strohhut, die Arme nach berühmten Mustern auf die Fensterbank stützend (bei Charles Wertheimer in London), sind niedliches Spielzeug für spielerische Sinne. Gewiß ist das Können in manchen Portraits außerordentlich. Einige Bildnisse nach Johnson fallen durch ihre Intensität in der Masse auf. Man merkt, daß sie nicht zu den hundertfünfzig Stück der Jahresproduktion gehörten, sondern der Konzentration eines vom Interesse am Objekt angeregten Willens entsprangen. Doch auch hier geht die Gestaltungart nur um ein Geringes tiefer. Sie wirkt mit der Physiognomie wie ein kluger Photograph, der dem Modell die denkbar natürlichste Stellung giebt. Da die Physiognomie interessant ist, wird das Bild interessant, aber es verdankt nicht dem Maler den Reiz, sondern der Natur: und bleibt daher stets eine sekundäre Erscheinung. Ein großer Maler dagegen versteht, durch die Organisation seines Werkes das Vielseitige des Lebens zu wiederholen, nicht, indem er sich lediglich an die Momente hält, die in der Natur diesen Eindruck ergeben und von denen immer nur ein beschränkter Theil sichtbar ist, sondern, indem er aus seiner Erfindung ein Symbol gewinnt, um das dem Auge Gegebene zu verstärken. Unter den Frauenportraits Reynolds giebt es interessante Dinge, die die Banalität einer „Robinetta" weit hinter sich lassen. „Perdita" und die Mrs. Braddyl, bei Wallace, oder die „Georgiana" des Herzogs von Devonshire haben verführerische Details. Die Behandlung der gepuderten Haare und des Tülls ist von sehr großem malerischen Reiz. Es wäre ganz verkehrt, wollte man aus der thatsächlichen oder vermeinten Bedeutung solcher Details im wirklichen Dasein der Dargestellten die Forderung ableiten, diese Einzelheiten müßten unbedingt im Bilde

die gleiche Bedeutung einnehmen und eine größere Rücksicht des Malers auf sie sei von vorn herein unkünstlerischer Art. Das wäre umschriebene Moral-Aesthetik. Velazquez, Goya und viele andere Meister haben sie widerlegt. Wer weiß, ob Goya, dessen Beziehungen zu den Engländern, nicht allein zu Hogarth, noch ungeklärt sind, nicht gerade von ihnen manche Bereicherung gewann. (Ob sie ihn nicht auch zu mancher Banalität verleitet haben, bleibt dahingestellt.) Der Mangel beruht vielmehr in der Unsachlichkeit des Künstlers, der gedankenlos das Eine so, das Andere anders behandelt, zum Beispiel: in dem unmotivirten Gegensatz zwischen der Darstellung des Fleisches und der Accessoires. Je reizvoller die Stoffe gegeben wurden, desto raumloser und matter wirken die Puppenmasken. Man glaubt, vergrößerte Miniaturen in Gewändern von Velazquez zu sehen. Auch Velazquez hält oft, zumal bei seinen Kinderbildnissen, die Gesichter ganz glatt bei pastoser Bereicherung des Kostüms. Aber dann wirkt gerade der Gegensatz als Kunstmittel, weil der Teint, abgesehen von der unvergleichlichen Modellirung, haarscharf den Ton trifft, den die anderen Valeurs des Bildes verlangen. Bei Reynolds dagegen spielt das Detail eine Rolle für sich. In der berühmten Nelly O'Brien ist die matte rosaseidene Decke auf den Knien mit stupender Virtuosität gegeben; aber diese Behandlung steht so wenig im Einklang mit dem Rest, daß im Betrachter nicht der Gedanke vermieden wird, das Portrait einer Steppdecke vor sich zu haben. Trotzdem fehlen die Ungelenkigkeiten Gainsboroughs. Reynolds Körper sind nie unmöglich wie die des größeren Kollegen. Er hatte nach allen Regeln gelernt, einen Körper glaubhaft zu machen. Aber dies akademische Wissen haben noch viel Geringere besessen, ohne sich der Sphäre zu nähern, wo das warme Interesse an künstlerischen Schöpfungen beginnt Auch fehlen seiner Koloristik nicht gewisse Zusammenhänge. In dem Lord Heathfield in der National Gallery tönt das Purpur des Rockes zugleich das Gesicht; und ähnlich wirft in der Counteß of Albemarle der grünlich blaue Stoff des Kleides, der auch hier im Centrum des Interesses steht, seinen Schein auf den blassen Teint. Hier und in vielen Fällen sind zweifellos bewußte künstlerische Relationen vorhanden. Aber wie unendlich armsälig erscheinen sie im Vergleich zu der Prätention dieser Bilder! Die Farbe färbt, statt zu beleben. Sie quillt nicht aus dem Gesicht heraus, wie der Duft aus der Blume oder der Athem aus dem Menschen, sondern ist von außen dazugethan. Ganz sicher mußte die von Reynolds gewahrte Relation bestehen; es war unmöglich, so hervortretende Detailfarben ohne Wirkung auf den Rest zu lassen; aber außerdem mußte noch eine viel mannichfachere Variation hinzukommen, um die Ansprüche dieser Details und der ganzen Allure zu rechtfertigen. Auch in dem Mädchen auf Rembrandts Portrait der Susanne van Callen mit ihrer Tochter steht der Ton des Antlitzes in enger Beziehung zu der kupferigen Farbe des Kleides, aber ist gleichzeitig ganz selbständige Regung, eine scheinbar unabhängige Eigenschaft des Fleisches. Und unter den Beziehungen, die der Forscher sucht, um dem Räthsel der Wirkung näher zu kommen, ist die hier aufgedeckte, auf die sich Reynolds beschränkt, verhältnißmäßig unabsichtlich entstanden, weil sie unter hundert anderen verschwindet. Und wie majestätisch wirkt dieses simple Werk des jungen Rembrandt, in dem kaum die Andeutungen seiner eigentlichen Gaben enthalten sind, im Vergleich zu den aufgeputzten Nichtigkeiten der gegenüberliegenden Wand!

Gainsborough und Reynolds sind die Grenzen, zwischen denen die Nuancen

der Romney, Hoppner, Raeburn bis zu Lawrence, dem Wunderkinde der Schule, ihr Spiel treiben. Der Letzte des Kreises brachte es im Manierismus am Weitesten. Die Anderen erscheinen beinahe wie solide Leute neben Pierpont Morgans berühmtem Prunkstück, der Weißen Dame, Elisabeth Farren, einem Arrangement von Pinselstrichen und Sentimentalität, dessen Modernismus die kühnsten Träume der Sargent, Boldini und Besnard vorhersagt. Keiner von ihnen ging über das Maß hinaus, das die Genügsamkeit ihrer Anführer bot. Keiner hat den Titel abzuschütteln verstanden, den der alte Hogarth für sie prägte. Sie sind nicht so talentvoll und so guter Herkunft wie Gainsborough und harmloser als Reynolds. Ihr Ehrgeiz sank auf das Niveau liebenswürdiger Kostumiers. Ihre Leute lächeln, bevor sie Gesichter haben, wie Modebilder. Wären sies nur: man würde sie mit Recht in den Himmel erheben. Der Genuß, der sich an allen Modekupfern entzündet, ließe sich vergrößern. Das Schlimme ist die Kunst, die daran ist, daß nicht Puppen, sondern Menschen gemeint sind, und daß in Folge dieses unerfüllten Anspruches nicht einmal der Reiz des Puppenhaften erhalten bleibt. Alle an sich unbestreitbaren Reize dieser Bilder, der Grad des Malerischen, ihre Farben und wer weiß was sonst noch, dienen nur dazu, die Entfernung zwischen ihnen und echten Kunstwerken zu vergrößern. Ein Hundertel des Könnens dieser Leute würde in der Hand des rechten Menschen zu vollkommenen Werken ausreichen. Sie haben Allerlei gelernt, nur nicht das Eine, das man nicht lernen kann: naiv zu sein.

Die englische Kunst verdankt dieser Schule die Eigenthümlichkeit, im achtzehnten Jahrhundert mit einer Ausschließlichkeit durch Bildnisse vertreten zu sein, der sich kein anderes Volk zu rühmen hat. Ist diese Eigenthümlichkeit ein Besitz? Gewiß könnte sies sein. Der Zwang des Malers, seine Gaben auf ein mit allen Mitbewerbern gemeinsames Gebiet zu lenken, war in früheren Jahren ein Grund zur Blüthe. Der Mensch, das Ebenbild Gottes, gab vielleicht kein schlechteres Modell als einst die Heiligenfigur der Kirche. Nur ist es seit ewigen Zeiten mit dem Modell allein nicht gethan. Was uns die Geschichte der Kunst als unentbehrlichen Träger des Schönen zeigt, ist der Empfindung Tiefe, die den Künstler zu seinem Modell zieht; der Umfang seiner Liebe oder seines Hasses, einer Empfindung, stark genug, ihn von dem Irdischen loszureißen, um das Ideal mit der Seele zu suchen. Daran fehlte es den Vielgerühmten. Ihre Biographien setzen sich aus den Skalen ihrer Bilderpreise zusammen. Sie waren anfangs billig und wurden dann theuer.

Eine Kunstgeschichte, die sich auf das Portrait beschränkt, hätte zur seltensten Volksgeschichte werden können. Wir erfahren nicht wenig vom fünfzehnten Jahrhundert an aus den Bildnissen großer Meister. Kaum haben drei Jahrhunderte so viele Portraits geschaffen wie die Schule Sir Joshuas in fünfzig Jahren. Und doch stände es schlimm um England, wenn man sich auf Das beschränken wollte, was die Bilder verrathen. Sie widersprechen allen gerechten Vorstellungen von der Art des Volkes, das in hundert ernsten Fragen europäischer Kultur dem Kontinent voranschritt. Man denkt sich den Engländer gern als City-Kaufmann, nüchtern, praktisch, auf reale Dinge gerichtet, streng organisirt, präzis, und lobt seine Ehrlichkeit. Man kennt seine Liebe zur Natur, zur natürlichen Lebensführung, zur Heimath. Wer nur einen Tag in London unter den Städtern oder auf dem Lande

unter Landleuten war, ahnt die Art des Volkes, die alle Kreise durchdringt und noch verhältnißmäßig wenig von der Differenzirung angegriffen ist, die in anderen Völkern von der Theilung der Arbeit und der sozialen Geschäfte vollbracht wird. Stets bin ich aufs Neue erstaunt, von dieser Treue des Engländers zu sich selbst so wenig in der englischen Kunst zu finden. Nicht nur in der des achtzehnten Jahrhunderts; es scheint fast, als sei die Untreue seit Reynolds noch gewachsen, als seien die Geschickten, die dem achtzehnten Jahrhundert die Maske malten, immer noch wahrhafter als ihre Nachfolger im neunzehnten Jahrhundert. Eine ganz dem Leben abgewandte Kunst tritt uns entgegen, nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus flauen Gedanken gemacht, trockenen Büchern und kraftlosen Empfindungen nachgedichtet. Nicht die Inbrunst des großen Shakespare diente als Muster. Wie Bücher für Backfische lesen sich diese Bilder, Romane für kurzdenkende Ladies, die vom Mann ein wohlsitzendes Beinkleid, von seiner Liebe den schwärmerischen Aufschlag bethörter Knabenaugen erwarten. Man kann an der Wohlthat rationellen Lebens für die Kultur eines Volkes, wenn anders Kunst als Kultur gilt, irr werden.

Wie unendlich gesünder, wie viel naiver und robuster sieht neben den englischen Kostümmalern das vielverlästerte Dixhuitième diesseits vom Kanal aus! Man findet hier nur in Greuze die fatalen Eigenschaften der Engländer; und ihn kann man ruhig aus der Geschichte streichen, ohne den Reichthum zu mindern. Auch die Watteau, die Lancret und Fragonard nahmen ihre Modelle von keiner tiefen Seite. Sie verfuhren damit, wie ihre leichtbeherzte Zeit mit allen Dingen. Man machte aus frivolen Scherzen Kunst. Rembrandt und Velazquez hätten nicht gefallen. Aber der Leichtsinn hatte System; er war echt und darum, wenn bedauerlich für die Moral, ersprießlich für die Kunst. Man gab sich, wie man war; nicht, weil es so sein sollte, sondern, weil es Vergnügen machte, so zu sein. Die Malerei war das echte Kind ihrer Zeit, die so dachte, wie man malte, und, so lange die Sonne über dem lustigsten aller Königreiche schien, keine Veranlassung hatte, anders zu denken. Der Leichtsinn ging den Menschen durch und durch und war deshalb ohne Sentimentalität. Das Sentimentale war aus Geschmacksgründen unmöglich. Man wollte Alles leicht und gefällig; Alles, nicht nur die Schäferstunde. Leichte Dinge leicht vorzutragen, war die Kunst. Die Seide durfte nicht wie Papier knistern und das Fleisch nicht wie Porzellan aussehen. Nicht aus Moral, sondern aus Liebe zum Schönen waren die Künstler ehrlich, ehrlich bis zu dem Grade, Alles sehen zu lassen, was sie schön fanden. Und weil dieses Ideal gesund war, ließ es sich differenziren; und deshalb dachte man weniger daran, die Schönen zu putzen als die Bilder. Die entscheidendsten Werke der Zeit sind nicht Portraits, sondern Genreszenen; und diese Genreszenen sind bessere Bildnisse als die englischen Portraits. Stärkere Konsequenz im Zeitfühlen giebt den Franzosen den Vorrang. Das Individuum erscheint in ihren Szenen nichts weniger als heroisch, bleibt aber auch vor der unfreiwilligen Komik des englischen Posen-Heroismus bewahrt. Man mag es sogar Puppe nennen und mag bedauernd erkennen, daß dieser Typus nicht auf den Höhen der Menschheit wandelte; und wird trotz Alledem zugeben müssen, daß die Bilder, die diesen Typus verewigten, vortrefflich waren.

Julius Meier-Graefe.

Papa.

Nun war Papa schon drei Tage begraben. Ellen saß vor seinem Schreibtisch und dachte über diese merkwürdige Thatsache nach. Sie war traurig, aber nicht von tiefem Schmerz zerrissen. Die Wohnung kam ihr nur so leer vor und sie wunderte sich über ihre eigene Ruhe und fragte sich beschämt, ob es nicht schlecht und unkindlich sei, daß sie nicht weine. Dann aber rechtfertigte sie sich entrüstet vor sich selbst: Eigentlich hatte sie doch Papa gar nicht gekannt. Wie war er überhaupt gewesen?

Wenn sie in ihre früheste Kindheit zurückblickte, so entsann sie sich ihrer Mutter noch recht gut. Die hatte viel gesungen und einen weißen Morgenrock mit langer Schleppe getragen. Und dann war sie plötzlich fort und Ellen hörte nur, Mama sei verreist und komme bald wieder. Sie war aber nicht gekommen. Einmal las ihr der Papa unter dem Weihnachtbaum einen Brief von der Mama vor. Der hatte ihr einen tiefen Eindruck hinterlassen, weil darin stand: „Wenn ich wiederkomme, bringe ich Dir ein ganzes Häuflein von Goldstücken mit." Das war die Zeit, wo sie jeden Abend mit Papa um Geld Lotto spielte und Alles sparte, um später einen Königssohn heirathen zu können. Hundert Mark mußte sie mindestens dazu haben. Ellen lächelte.

Dann war einmal für allemal ausgemacht, daß sie zu Papa hereinkommen sollte, wenn ihr irgendetwas in die Quere ging. Alle zwei oder drei Tage erschien sie mit gerötheten Wangen in Papas Arbeitzimmer und sagte: „Denk' mal, Papa, wie unangenehm, ich habe mich geärgert!" Dann nahm Papa sie auf den Schoß (sie mußte damals so ungefähr sechs Jahre alt gewesen sein) und streichelte sie sanft und beschwichtigend, bis sie halb lachend sagte: „Eine Lappalie." Das war eins ihrer Lieblingwörter, die sie von den Großen aufzuschnappen pflegte.

Wenn mittags das Essen nicht rechtzeitig auf den Tisch kam, klapperten sie Beide mit Messer und Gabel auf dem Teller und sangen dazu erst: „Ach Du lieber Augustin!" und dann: „Lott ist tot, Lott ist tot!" Dies Klappern war eine der größten Freuden ihres an Freuden so reichen Tages.

Sie konnte Papa Alles fragen; er sprach stets mit ihr wie mit einer Erwachsenen, scherzend und höflich, sagte ihr nie eine Unwahrheit und hörte ihrem Geschwätz mit freundlicher Geduld zu.

Je älter sie aber wurde, desto mehr wuchs, wie es ihr jetzt schien, die Distanz zwischen ihnen. Der Papa saß den ganzen Tag in seinem Sessel, Decken über den Knien und ein Buch in der Hand. Oft starrte er auch nur Stunden lang vor sich hin. Wen sah er da? Er war nach wie vor freundlich, aber immer etwas zurückhaltend und gemessen. War Das nur eine Folge seines inneren Leidens gewesen? Und dann fanden sie ihn eines Morgens auf diesem Sessel tot.

Sie öffnete entschlossen den Schreibtisch, als müsse sie gleich eine Lösung des Räthsels suchen. Links waren mit pedantischer Ordnung allerlei Couverts aufeinandergeschichtet, rechts lagen ein paar blaue Hefte. Sie ergriff eins der Hefte ... Gedichte! ... Von der Hand ihres Papas! Sie war ordentlich erschrocken: so unbegreiflich kam ihr Das vor. Sollte sie lesen? Sie sah sich ängstlich um, als ob Jemand sie belauschen könne. Dann aber blätterte sie ein Wenig und las:

Die letzte Furcht.

Eines Tages erhielt ich ein Telegramm,
Auf riß ichs, las . . . und Alles verschwamm.
Die Buchstaben sehe ich heut noch stehn
Und werde sie bis zum Tode sehn.
Ach, wie mich die paar Worte trafen:
„Mutter soeben sanft entschlafen."
Dann athmet' ich auf, vom Alb befreit:
„Nun komme, was will! Ich bin gefeit."

Eines Tages erhielt ich einen Brief,
Er war nur kurz, zerriß mich tief.
Die Buchstaben seh' ich noch heute stehn
Und werde sie bis zum Tode sehn.
„Ich kann nicht anders. Leb wohl. Verzeih!"
Auch dies Kapitel ist vorbei.
Ach, wie ich mich so ganz verlor!
Doch endlich rang ich mich empor
Und athmete tief, vom Alb befreit:
„Nun komme, was will! Ich bin gefeit."

„Ich will nicht mehr leiden, nicht mehr lieben.
Doch ist mir ein Töchterchen geblieben
Und mit Verzweiflung fühl' ich es schon:
Auch Das wird wieder eine Passion.
Dies Kind macht mir den größten Schmerz,
Dies Kind stößt mir den Dolch ins Herz.
Ich will nicht mehr lieben und leiden, nein!
Denn — Gott! — was wird das Ende sein?"

Ellen hatte das Heft niedergelegt und sah gedankenvoll vor sich hin. So war Papa?

Ernst Pilger.

Neue Sorgen.

Als Albert Ballin, der starke und kluge Leiter der Hamburg-Amerika-Linie, vor zwei Jahren das Wort vom „überheizten Dampfkessel" sprach, erbebte das Gehäus der Börse. Der Widerhall des Wortes ließ eine Explosion fürchten. Als sie nicht gleich kam, hieß es, Ballin sei ein Pessimist. Das ist er gewiß nicht; nur muß ein Mann, der einem Riesenunternehmen vorsteht und die Wandelbarkeit der Dividenden kennen gelernt hat, von Zeit zu Zeit an den Wechsel alles Irdischen erinnern und darf sich das Vergnügen eines ruchlosen Optimismus nicht gestatten.

In den Rechenschaftberichten und Generalversammlungen der HA-L hütet man sich vor schöner Pathetik. In diesem Jahr soll Herr Ballin besonders mißmuthig sein. Nicht nur, weil er nicht mehr als 6 Prozent Dividende zahlen kann, sondern, weil die Aussicht für die Schiffahrtgesellschaften ihm schlecht scheine. Auch für dieses Jahr dürfe man nicht auf bessere, müsse eher mit noch schlechterer Dividende rechnen; die 4½ Prozent des Lloyd mit dem unter Pari gesunkenen Aktienkurs werden als warnendes Exempel gezeigt. Ballin habe, rebus sic stantibus, die Absicht ausgesprochen, seinen Posten als Generaldirektor der Gesellschaft aufzugeben und sich im Aufsichtrath aufs Altentheil setzen zu lassen. „Ballin verläßt das sinkende Schiff": über solche Flucht wäre ein anderes Urtheil kaum möglich gewesen. Deshalb empfand der angeblich des Kampfes Müde die Zumuthung als eine Beleidigung und erklärte wüthend das Gerücht für eine „bodenlose Gemeinheit" und für „frei erfunden". Die Verbreiter blieben aber dabei, Ballin habe zu ihm bekannten Herren gesagt, er wolle die Geschäfte der HA-L nicht weiterführen. Das würde noch nicht viel beweisen. Der geplagte Generaldirektor, dessen Gesundheit seit Jahren nicht gut ist, kann (vielleicht im Aerger über die ungünstige Aufnahme seines letzten Geschäftsberichtes) wohl einmal mit der Faust auf den Tisch geschlagen und gerufen haben, er habe den Dreck nun satt. Daß der Fünfundvierzigjährige aber im Ernst an schnellen Rücktritt denke, braucht man darum noch nicht zu glauben. Weils ein Jahr oder auch zwei nicht so gut im Geschäft geht, flüchtet Einer, der die ganze Sache geschaffen hat, noch nicht in ein warmes Greiseneckchen. Immerhin: Ballin ist schuld daran, daß Mancher, der die Sorge bereits beurlaubt hatte, sie wieder zurückrief. Im Geschäftsbetrieb der großen Schiffahrtgesellschaften spiegelt sich die Weltkonjunktur. Läßt also die Ertragsfähigkeit der Rhedereien nach, so liegt die Folgerung nah, daß es auf den Märkten übel aussieht.

Amerika und der Geldmarkt: davon sangen im vorigen Jahr alle Klagelieder. Hätten diese beiden Faktoren ihre Bedeutung behalten, so müßte ein Umschwung zum Besseren sichtbar sein; denn Uncle Sam hat wieder rothe Backen bekommen und die Erinnerung an den 7½ prozentigen Reichsbankdiskont ist schon fern. Der Stahltrust hat den Umfang seiner Produktion wieder erweitert und die Berichte vom amerikanischen Eisenmarkt melden Erfreulicheres als vor sechs Monaten. Eisenbahngesellschaften, wie die Pennsylvaniabahn, können ihre Bonds in Europa freilich noch nicht unterbringen; selbst nicht gegen hohe Provision. Das Mißtrauen ist also noch nicht ganz überwunden; man fragt sich, ob das Schlimmste drüben schon vorbei sei. Die Wiedereröffnung der Knickerbocker Trust Company, deren Schließung den eigentlichen Beginn der Panik in New York bezeichnete, hätte man gern als die Bürgschaft für das Nahen besserer Zeiten begrüßt. Manches Symptom deutet aber an, daß die Krankheit der Geldnoth noch nicht völlig überstanden ist. Das größte amerikanische Depositeninstitut kann nämlich die Rückzahlung der ihm anvertrauten Gelder nur unter gewissen Bedingungen den Einlegern gewähren. Der dritte Theil der Guthaben soll in der Form von Certifikaten ausgezahlt werden, die nach und nach einzulösen sind; 60 Prozent der Gelder können nach Ablauf von 2½ Jahren abgehoben und nur 10 Prozent sofort ausgezahlt werden. Wenn die Gläubiger eine weitere Frist für ihre Forderungen zugestanden hätten (wie sie schon beim Beginn der Krisis bewilligt werden mußte), wäre es auch nicht viel schlimmer. Roosevelts Kapuzinade gegen die Trusts hat den beabsichtigten Effekt nicht erzielt. Ein

Theil der amerikanischen Verluste ist ja auf das Konto der Antitrustbewegung zu setzen. Harriman, Morgan und Rockefeller haben gezeigt, daß die Macht der Thatsachen größer ist als die Wirkung der schönsten Reden. Könnte man sich auf die Politik der Bank von England verlassen, so wäre auf eine Periode sinkenden Zinsfußes in der Union zu rechnen. Das englische Centralinstitut hat sich mit beinahe auffälliger Hast bemüht, wieder auf seinen normalen Satz von 3 Prozent zurückzukehren, den es seit dem September 1905 nicht mehr gesehen hatte. Fünf Diskontherabsetzungen in drei Monaten gegen nur drei der Deutschen Reichsbank, obwohl deren höchster Wechselzinsfuß noch um ein halbes Prozent über die englische Maximalrate hinausging. In der City soll die letzte Diskontermäßigung einigermaßen überrascht haben, da sie durch die Lage der Bank nicht ganz gerechtfertigt erschien. Man hat Manches escomptirt, was nicht über allen Zweifel erhaben ist. Dazu gehört, in erster Linie, die Abnahme der amerikanischen Goldentziehungen. Den londoner Finanzleuten kam es wohl zunächst darauf an, die Beklemmungen, die der Rekordsatz von 7 Prozent bewirkt hatte, zu beseitigen und der Kaufmannschaft zu zeigen, daß in England die Tage eines normalen Wechselzinsfußes nicht für immer entschwunden seien. In Frankreich liegen die Verhältnisse anders. Dort sind 3 Prozent Bankdiskont beinahe eine öffentliche Einrichtung, an der Jahre lang nicht gerüttelt wurde. Erst 1907 ist man von dem Gebrauch abgewichen und hat, um sich gegen die Raubzüge Amerikas zu schützen, den Zinsfuß auf 4 Prozent erhöht. Das ist nun vorüber und der status quo ante wiederhergestellt. Frankreich, das, wider seinen Willen, zum ersten Helden auf dem internationalen Geldmarkt geworden war, scheint sich gern wieder in die Reihen der Komparserie zurückzuziehen. Unsere Reichsbank ist bei 5½ Prozent angelangt und fängt an, die vorjährigen Ausweise, in Bezug auf die Liquidität des Status, zu übertreffen. Die letzte Aufstellung hatte schon eine um 43 Millionen größere steuerfreie Notenreserve als die aus der selben Zeit des vorigen Jahres. Der Quartalstermin bringt ja stets eine Anspannung; aber wir sind heute doch schon auf 5½ Prozent (gegen 6 Prozent im März 1907) und werden wohl auf ein erheblich niedrigeres Niveau kommen als im vorigen Jahr. Die Industrie wird, wie anzunehmen ist, versuchen, ihren Kapitalbedarf mehr durch Ausgabe von Aktien oder Obligationen als durch Forderung von Kontokorrent- oder Wechselkredit zu befriedigen. Das ist der natürliche Weg. Auch eine vernünftige Staatswirthschaft muß ja die Aufnahme fundirter Anleihen einer Vermehrung der Schwebenden Schulden durch Schatzscheinemissionen vorziehen. Gelingt diese finanzielle Versorgung der Industrie, dann wirds im Wechselkonto der Reichsbank zu spüren sein. Da sind die Wetteraussichten also einstweilen nicht schlecht. Doch bestimmt kann Keiner voraussagen, was Havensteins erstes Regirungjahr bringen wird.

Die Börse hat sich durch den Beschluß der Reichstagskommission nicht ernstlich schrecken lassen. Sie hofft zuversichtlich auf einen Kuhhandel, der ihr endlich wiedergiebt, was ihr gebührt. Kleine Haussen erhalten den Humor. Seit dem Jahresschluß sind viele Kurse gestiegen: Deutsche Bank (+ 11½), Diskont (+ 6,60), Handelsgesellschaft (+ 5½), Bochumer (+ 12¼), Phoenix (+ 9), Rheinstahl (+ 9), Harpener (+ 4), Hoesch (+ 5¾), Rombacher (+ 4¼), Mannesmannröhren (+ 7¼). Die Börse hat fast zwei Jahre lang auf die guten Geschäftsberichte nicht gehört und scheint jetzt bereit, auch von den minder guten sich nicht stimmen zu lassen. An solchen Berichten fehlt es leider nicht. Der Aufsichtrath der Harzer Werke be-

schloß neulich, den Betrieb einer seiner Gießereien bis auf Weiteres einzustellen, da nicht genug Aufträge vorlagen, um alle fünf Gießereien zu beschäftigen; im lothringisch-luxemburgischen Bezirk wurden im Februar 1908 an Roheisen 20 000 Tonnen weniger produzirt als im Februar 1907; im Siegerland betrug die Produktion von Bessemereisen nur noch 47 Tonnen gegen 3753 Tonnen im Januar 1908 und 3126 Tonnen im Februar 1907; im Geschäftsbericht der Essener Steinkohlenbergwerke heißt es, der Rückgang sei hauptsächlich in Koks bemerkbar, dessen Absatz in erster Linie von dem Verbrauch der Eisenindustrie abhängt; bei den siegerländer Hochofenwerken erreichen die vorliegenden Aufträge kaum 30 Prozent der Leistungfähigkeit und der Vorrath ist beträchtlich angewachsen, obwohl nur je ein Ofen arbeitet. Aus diesen Thatsachen (auch an die fünfprozentige Betriebseinschränkung des siegerländer Roheisensyndikates und an die wiederholte Ermäßigung der belgischen Halbzeugpreise sei erinnert) läßt sich kein günstiges Bild vom Gedeihen der wichtigsten Industriezweige herstellen. Dabei beschließen die großen Rohstoffverbände, um ihre Preise halten zu können, immer neue Produktioneinschränkungen und bürden damit ihren Abnehmern eine wachsende Last an Selbstkosten auf, die in ungesundem Verhältniß zu den Einnahmen steht. Die Roheisen- und Halbzeugpreise reichen beinahe an die Notirungen für Bleche und Stabeisen heran und die Hersteller dieser Fabrikate arbeiten mit so theurem Rohmaterial natürlich ohne Nutzen. Stahlwerkverband und Roheisensyndikat erklären, sie könnten die Preise nicht herabsetzen, weil die Politik des Kohlensyndikates ihnen unmöglich mache, die eigenen Kosten zu ermäßigen. Nicht Jeder kann, wie die H A-L, Kohle aus England beziehen, weil, wie Ballin in der Generalversammlung sagte, die „deutschen Preise nicht den Verhältnissen angepaßt werden". Könnte die Mehrzahl der Kohlenkäufer sich auf diesem Weg versorgen, dann müßten die essener Diktatoren nachgeben. Den Absatzmangel, über den sie klagen, haben sie selbst verschuldet. Ein Betrieb ist vom anderen abhängig: weil die Kohle theuer ist, mußte die Eisenproduktion eingeschränkt werden, und weil sie eingeschränkt ist, leidet nun der Kohlenbergbau. Von der Aufhebung der die Ausfuhr von Kohle begünstigenden Ausnahmetarife ist zunächst nicht viel zu hoffen. Sie ist für den ersten Oktober verfügt. Bis dahin kann das Kohlensyndikat die Ausfuhr forciren und vom ersten Oktober an kann es für viele seiner Frachten den Wasserweg wählen, der billiger als die Eisenbahn ist. Der Kohle brauchenden Industrie muß aber bald geholfen werden; sonst kann sie den Absatz ins Ausland verlieren. Auf dem belgischen Eisenmarkt, zum Beispiel, ist der Wettbewerb für deutsche Fertigfabrikate schon jetzt sehr schwer, weil die deutschen Lieferanten gegen die niedrigen belgischen Halbzeug- und Kohlenpreise nicht aufkommen. Daß die Eisenindustrie mit schwierigen Absatzbedingungen zu rechnen hat, zeigt auch die starke Einschränkung der Roheisenerzeugung in England. Im Februar 1908 waren allein in Schottland dreizehn Hochöfen weniger im Betrieb als zur selben Zeit des Vorjahres; eben so ist der Rückgang im clevelander Bezirk. Auch die Verschiffungen von Middlesborough haben nachgelassen. Die Schmälerung der Produktion verhindert das Sinken der Rentabilität; wenn aber die Einschränkung durch zu hohe Selbstkosten künstlich bewirkt wird, kann sie nach und nach zu einer erheblichen Beeinträchtigung der Rente führen. Auch stillstehende Maschinen und Hochöfen kosten Geld. Im vorigen Jahr war das Leitmotiv der Klagelieder: Amerika und theures Geld; diesmal ists: Kohle. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

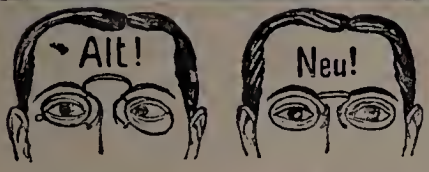
Fernsprecher: Amt VI:
No. 675 Direktion.
„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.
„ 7914 | „ 7915 | „ 7916 Kuxenabteilung.

Telegramme: Ulricus.
Reichsbank-Giro-Konto.
Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.
9–1 und 3–5 Uhr.

Allen die sich matt und elend fühlen,

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.



Der orthozentrische Kneifer, D. R. P. angem., ärztlich empfohlen und eine Wohltat für jeden Gläsertragenden, ist **nur** bei der Firma

Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H.,
Potsdamerstrasse 132 nahe Potsdamerplatz erhältlich.
Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!

Geregelte Verdauung
wird nach dem Urteil ärztlicher Autoritäten am besten erzielt durch
Dr. Roos' **Flatulin-Pillen,**
die bei Blähungen, Säurebildung, Sodbrennen sich gleichfalls vorzüglich bewähren.
Erhältlich in den Apotheken in Originalschachteln zu Mk 1.–

Meiningen
Bettenzahl. „Winterkuren". Sanatorium für Nervenkranke und Entziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Photo-Apparate! Ausschliesslich Originalmarken und ausschliesslich mit Goerz- und Meyer-Anastigmaten ausgestattet

gegen monatliche Amortisation.
Ohne unseren neuen Katalog B. P., den wir jedermann umsonst und frei übersenden, kauft man photographische Apparate unbedingt **voreilig.**

Stöckig & Co., Hoflieferanten
DRESDEN A. 16 und BODENBACH 1 i. B.
Goerz-Trieder-Binocles, Franz. Ferngläser, Vergrösserungs-Apparate. — **Erleichterte Zahlung.**

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, d. 3./4. **Ein Sommernachtstraum.**
Sonnabend, d. 4./4. **Die Räuber.**
Sonntag, d. 5./4. **Was ihr wollt.**
Montag, d. 6./4. **Das Wintermärchen.**

Kammerspiele.

Freitag, den 3. und Sonntag, d. 5./4. 8 U. **Der Tor u. d. Tod**
Hierauf: **Nju.**
Sonnabend, den 4./4 8 Uhr **Lysistrata.**
Montag, d. 6./4. 8 U. **Frühlings Erwachen.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, d. 3./4. 8 U. **Der Privatdozent.**
Sonnabend, den 4. u. Montag, den 6./4 8 U.
Hasemanns Töchter.
Sonntag, den 5./4. 8 U. **Der gehörnte Siegfried und Siegfrieds Tod.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von **Jul. Freund.** Musik von **Victor Hollaender**

Guido Thielscher a. D. — B. Darmand a. D. — Jos. Giampietro. — Henry Bender — Fritzi Massary — Jos. Josephi — Fritzi Schenke usw.

Cabaret Roland v. Berlin

Potsdamerstr. 127
Direktion: **Schneider-Duncker**
Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

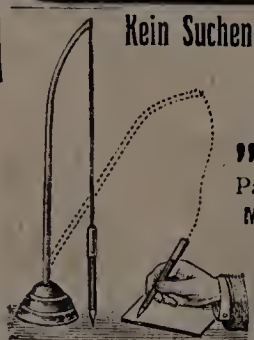
Hotel und Café Dorotheenhof

Weingrosshandlung. Direktion: **Richard Zernik**
Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.

„Arkadia", Behrenstrasse 55—57. Im neuerbauten **„Moulin rouge"** Jägerstrasse 63a.
Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag.
Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

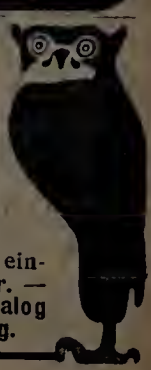
Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).
Treffpunkt der vornehmen Welt
Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.



Kein Suchen nach dem Bleistift mehr!
Schwebeapparat
„Da hängt er."
Patente in d. meist. Staat.
Man verlange Prospekte
Preis M. 1.40—3.—
Walther Kunde
Dresden-M. Wallstr. 17/19
Niederlagen weise auf Wunsch nach.

Hermann Meusser, Berlin W. 35b
Steglitzerstr. 58, **Buchhandlung,** ist bestrebt, durch solide, kulante und schnelle Bedienung ihren Kundenkreis zu erweitern. Zur Erleichterung der Anschaffung werden **monatliche Teilzahlungen** in der Höhe des zehnten Teiles des Kaufpreises eingeräumt. — **Vollständiges Lager.** — **Allerneueste Auflagen.** — **Katalog gratis.** — **Portofreie Zusendung.**



Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:

Die Anton und Donat Herrnfeldsche Novität **Salomonisches Urteil**

Ein Nachspiel zu „Papa und Genossen"

Beide Stücke mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.

Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, d. 3., Sonnabend, d. 4., Sonntag, d. 5., Montag, d. 6., Dienstag, d. 7./4. Abds. 8 Uhr.

2 mal 2 = 5.

Sonntag, Nachm. 3 U. **Ein idealer Gatte.**

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 3., Sonnabend, den 4., Sonntag, d. 5., Montag, d. 6., Dienstag, d. 7./4. 8 U.

Der Mann mit den drei Frauen.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Theater Folies-Caprice

Menschen

Pantomime in 3 Bildern.

Paragraph 343.

Mal was Anderes

Anfang 8 Uhr.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, d. 3., Sonnabend, d. 4., Sonntag, d. 5., Montag, d. 6. und Dienstag, d. 7./4. 8 Uhr.

Bei uns da drüben

Sonntag, den 5./4. Nachm. 3 Uhr

Ein toller Einfall.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. **R. Nelson.** Tägl. 11—2 Uhr Nachts.

Ab 1. April, Gastspiel

Felix Dörmann.

Vortrag eigener Dichtungen.

FOLIES-BERGÈRE

Tel. I. 4739 Jägerstr. 63a

Anfang 8½ Uhr.

Liane d'Eve

Etoile de Paris.

sowie das

unübertreffliche Aprilprogramm.

Preise der Plätze: 6, 5, 4, 3, 2 Mk.

Restaurant Splendid Hôtel Dorotheenstrasse 92/93.

Julius Luthardt früherer Oekonom v. F. W. Borchardt.

Beste deutsche und französische Küche. (Stadtküche.)

Urquell. Tafel-Musik bis 1 Uhr. Siechen.

Gegr. 1880. **Otto A. Koch Nachfl.** Inhaber George Koch

Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.

Elegante Damenhüte

Auswahlsendungen auch nach Ausserhalb. Referenzen erbeten!

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung
Chemnitz.
Diät; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heizbare Winterluftbäder; behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke. Illustrierte Prospekte frei. Chefarzt Dr. **Loebell.**

Schriftsteller Bekannter Verlag übern. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuss. günst. Bedingungen. Offerten sub. **Z. G. 500.** an **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.**

Ostseebad Georgenwalde Saml. Steilküste, Post. Tel. Rauschen, ruhiger vornehm. Erholungsort, Wald, solide Preise. Näh. Badeverwaltung.

Verfasser
von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee. Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand),

Detektivbureau Freytag
Dresden-A., Zwingerstr. 28.
Institut ersten Ranges.
Beobachtungen, Auskünfte usw.

Diabetes-Bauer
Koetzschenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Elektrische Kuren
eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A 3, Mosczinskystrasse 6.

Die
Deutsche Nafta-Gesellschaft
m. b. H.
Berlin W. 9 Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.
Fernsprecher: Amt VI, 1906, 1907. Telegr.-Adr.: Naftabrutto Berlin
Zweigniederlassungen: Amsterdam, Drohobycz
empfiehlt die von ihr neugeschaffenen
Nafta-Brutto-Zertifikate
Man verlange gratis Prospekt und Wochenschau!!

BANK-ABTEILUNG
An- und Verkauf von Wertpapieren. Konto-Korrent-Verkehr. Sämtliche anderen bankgeschäftlichen Ausführungen. Billigste Spesenberechnung.

PRODUKTEN-ABTEILUNG
Lager in Berlin und allen grösseren Städten Deutschlands von: Petroleum für Beleuchtungs- u. Beheizungszwecke, sämtlichen Benzingattungen: Hydrür-, Gasolin-, Automobil-, Apotheker-, Wasch-, Extraktion-, Motoren- und Lackbenzin. Alle Gattungen von Maschinen- und Schmierölen. Ganz besonders empfehlen wir die Marken: „D. N. G." Automobil-, Spindel- und Vulkan-Oele.

ROHÖL-ABTEILUNG
Ersatz für Kohlenfeuerungen. Unser technisches Bureau erteilt kostenlos ausführlich Auskunft über die Verwendung des Rohöls als Heizmaterial für alle industriellen Zwecke. Man verlange kostenlose Voranschläge über Aenderung der Feuerungsanlagen zwecks Rohölverwertung. Rohöl und Gasöl zu Karburierungszwecken.

Jede Auskunft kostenlos und bereitwilligst.

Bilanz am 31. Dezember 1907.

Aktiva	M.	₰
Grundstücks-Conto Stahnsdorf.....	5838316	39
Hypotheken-Conto	675000	—
Kassa-Conto	4445	79
Conto pro Diverse	78421	30
Utensilien-Conto	1	—
	6596184	48

Passiva.	M.	₰
Aktien-Kapital-Conto	6439200	—
Hypotheken-Schulden-Conto	25000	—
Conto pro Diverse	8264	50
Reservefonds-Conto	15147	57
Grundst.-Verkaufs-Reserve-Conto .	4200	—
Gewinn- und Verlust-Conto.....	1043	41
	6596184	48

Stahnsdorfer Terrain-Akt.-Ges am Teltowkanal.

Fort mit der Feder!

Die neue

Liliput - Schreibmaschine

ist das Schreibwerkzeug für jedermann.

Modell A . . . Preis Mk. 38.—

Modell Duplex . Preis Mk. 48.—

Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Schrift so schön wie bei den teuersten Schreibmaschinen. **Keine** Weichgummitypen. **Durchschlagskopien. Prämiiert auf allen beschickten Ausstellungen.** Illustr. Prosp. u. Anerkennungs-Schreiben gratis und franko.

Deutsche Kleinmaschinen Werke

Justin Wm. Bamberger & Co.

München 21. Lindwurmstrasse 129/131.

Zweigniederlassung: **Berlin W. Potsdamerstr. 4.**

In 2. Auflage erschien soeben:

Die Grausamkeit

mit bes. Bezugnahme auf

Sexuelle Faktoren.

Von **H. Rau.**

Mit 22 Illustrationen 4 M. Gebund. 5½ M.

Nur für starke Nerven!

Sexuelle Verirrungen:

Sadismus u. Masochismus.

Von Dr. **E. Laurent** übers. v. **Dolorosa.**

6. Aufl. 5 M. Geb. 6 M.

Okkultismus und Liebe.

Studien z. Geschichte d. sexuellen Verirrungen

Von Dr. **E. Laurent.**

360 Seiten br. 7½ M. Geb 9 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco.

H. Barsdorf. Berlin W 30, Landshuterstr 2.

Dr. med. Werter

zeigt in seiner soeben erschienenen Schrift, die für 55 Pfg. im geschlossenen Brief (auswärts 70 Pfg.) durch **J. Muretz & Co., Berlin NO 18. c.** zugesandt wird; wie der geschw. Mann neue Lebensfreude gewinnen u. sein Nerven-System wieder kräftig. kann.

Eheschliessung in England!

Prospekte gratis, Auslandsporto!

Brock & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

Bilanz der Mitteldeutschen Creditbank per 31. Dezember 1907.

Aktiva.	ℳ	₰
An Kassa-Konto	4 622 795	55
„ Wechsel-Konto	28 989 595	84
„ Lombard-Konto	7 435 0.5	59
„ Kupons-Konto	1 356 265	53
„ Effekten-Konto	8 230 520	60
„ Konsortial-Konto	5 906 670	12
„ Debitoren in lauf. Rechnung ℳ 100 085 244,49 abzügl. durchlauf Posten ℳ 3 567 159,81	96 518 084	68
„ Guthaben bei Banken und Bankiers (Nostri)	2 775 455	45
„ Aval-Debitoren	3 874 669	42
„ Kommanditen- und Beteiligungs-Konto	2 709 430	—
„ Immobilien-Konto	3 953 494	69
„ Mobiliar-Konto	100 001	—
	169 472 008	47

Passiva.	ℳ	₰
Per Aktien-Kapital-Konto	54 000 000	—
„ Reserve-Kto. ℳ 5 400 000 —		
„ Außerordentliches Reserve-Kt. ℳ 1 000 000.—		
„ Konto-Korrent-Reserve-Kt. ℳ 883 143,82	7 283 143	82
„ Tratten-Konto	39 645 308	85
„ Aval-Konto	3 874 669	42
„ Kreditoren d. Niederlassung. Frankfurt a. M. u. Berlin ℳ 33 678 465,27 Kreditoren d. Filialen u. Depositenkass. ℳ 27 639 276,48 ℳ 61 317 741,75 abzügl. durchlauf. Posten ℳ 3 567 159,81	57 750 581	94
„ Guthaben von Banken und Bankiers (Nostri)	2 432 978	98
„ Dividenden-Konto (Unerhobene Dividenden)	8 736	—
„ Gewinn- und Verlust-Konto Reingewinn des Jahres 1907 ℳ 4 250 819,23 Vortrag aus dem Jahr 1906 ℳ 225 770,23	4 476 589	46
	169 472 005	47

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.	ℳ	₰
An Unkosten-Konto Gehalte, Geschäftsspesen, Tantièmen der Vorsteher der Filialen, der Prokuristen u Vorsteher der Wechselstuben etc. in Frankfurt a. M., Berlin, Nürnberg-Fürth, Wiesbaden und Gießen ℳ 2 030 902,80 Steuern in Frankfurt a M., Berlin, Nürnberg-Fürth, Wiesbaden und Gießen ℳ 261 016,38	2 291 919	18
„ Beitrag zur Pensionskasse	64 650	—
„ Abschreibungen a) auf Immobilien ℳ 30 140,80 b) auf Mobilien ℳ 12 710,20	42 851	—
„ Gewinn-Saldo Verteilung: außerordentl. Abschreibung auf Mobiliar-Konto ℳ 100 000,— Zuweis. a. d. Konto-Korrent-Reserve ℳ 300 000,— 6½ % Dividende auf ℳ 54 000 000,— Aktienkapit. ℳ 3 510 000,— Tantièmen an Aufsichtsrat u. Vorstand ℳ 485 265,12 Vortrag auf neue Rechnung ℳ 81 324,34	4 476 589	46
	6 876 009	64

Haben.	ℳ	₰
Per Gewinn-Vortrag aus 1906	225 770	23
„ Zinsen-Konto (Ueberschuß im Konto-Korrent und auf Lombard-Konto)	1 893 852	70
„ Wechsel-Konto	1 918 360	19
„ Provisions-Konto	1 627 908	48
„ Effekten- u. Konsortial-Kto.	943 661	85
„ Kommanditen u. Beteiligung-Konto	203 968	17
„ Konto pro Diverse (Kleine Gewinne und Mieten)	62 488	02
	6 876 009	64

Frankfurt a. M., den 24. März 1908. **Der Vorstand der Mitteldeutschen Creditbank.**

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., **Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.**

Soeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von **Frank Wedderkopp.**

Preis: 50 Pf. 5 Bogen. 8°. **Preis: 50 Pf.**

Commerz- und Disconto-Bank.

Bilanz für das 38. Geschäftsjahr, abgeschlossen am 31. Dezember 1907.

Aktiva.

Kassa und Reichsbankguthaben		7 744 439,05
Sorten uud Zinsscheine		784 913,90
Guthaben bei Banken und Bankiers		13 254 116,56
Wechsel		65 368 734,30
Reports und Lombards		37 981 871,50
Effekten		29 481 761,89
Aktien der London and Hanseatic Bank, Ltd., in London		5 119 013,—
Kommanditbeteiligungen		5 000 000,—
Konsortialbeteiligungen		12 849 991,26
Debitoren: (davon ungedeckt ℳ 50 030 487,93		165 931 601,50
außerdem Avaldebitoren ℳ 14 092 354,14		
Grundstuck „Posthof" in Hamburg	ℳ 2 320 000,—	
abzüglich Hypotheken	ℳ 1 300 000,—	1 020 000,—
Immobilien in Hamburg	ℳ 1 192 000,—	
abzüglich Hypotheken	ℳ 200 000,—	992 000,—
Bankgebäude und Inventar in Hamburg (Zentrale und Depositen-Kassen)		1 605 000,—
Bankgebäude u. Inventar in Berlin (Zentrale u. Depositenkassen)	ℳ 3 995 000,—	
abzüglich Hypotheken	ℳ 170 000,—	3 825 000,—
Bankgebäude in Kiel		750 000,—
		ℳ 351 708 442,96

Passiva.

Aktienkapital		85 000 000,—
Reservefonds I		8 500 000,—
Reservefonds II		4 100 000,—
Kreditoren: auf feste Termine	108 720 911,58	
in laufender Rechnung	80 618 929,68	189 339 841,26
Akzepte		57 875 385,12
außerdem Avalverpflichtungen ℳ 14 092 354,14		
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds		839 767,60
Dividenden-Rückstände		17 224,—
Gewinn 1907		6 036 224,98
		ℳ 351 708 442,96

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1907.

Ausgabe.

Unkosten	4 445 874,93
Steuern	499 182,84
Abschreibung auf zweifelhafte Forderungen	437 496,26
Abschreibung auf Bankgebäude und Inventar einschl. Einrichtungskosten für Depositenkassen	398 129,51
Reingewinn für 1907	6 036 224,98
	ℳ 11 816 908,52

Einnahme.

Gewinn-Vortrag von 1906	270 007,10
Zinsen	7 328 083,82
Provision	3 596 211,28
Gewinn auf Effekten und Konsortialbeteiligungen	53 249,42
Kursgewinn auf Wechsel	487 742,24
Kursgewinn auf Sorten und Zinsscheine	81 614,66
	ℳ 11 816 905,52

Hamburg, den 25. März 1908.

Der Vorstand.
W. Heintze. Lincke.

Vereinigung der Kunstfreunde

Farbige Nachbildungen von Gemälden der
Königlichen National-Galerie
und anderer Kunstsammlungen
Berlin W., Markgrafenstrasse 57
—— Filiale: **Potsdamerstrasse 23** ——
Der illustrierte Katalog
wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt.

Zur gefl. Beachtung!
Der heutigen Nummer liegt ein illustrierter Prospekt bei des
Hotel und Kurhaus **„Zum Weissen Hirschen"** Schwarzburg i. Thür.
Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
Modernstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**

Massive Landhäuser,
Schwed. und Deutsche Holzvillen
von **7800 Mk.**
an erbaut in jeder Gegend
Johannes Lehnert
Architekt u. Baumeister
Dresden, Terrassenufer 23.
Auf Wunsch kostenloser Nachweis von Baustellen und Zusendung von Prospekten. **Beste Referenzen.**
Bureauzeit 8—4.

Tadellosen Teint zu erwerben ist leicht mit Hilfe des seit Jahrzehnten bewährten, glänzend begutachtet.
Deutschen Teintwaschpulvers und —— Flüssig-Teintpräparates ——
Preis kl. Pckg. je 1 Mk
gr. Pckg. je 4 Mk.
Chem. Laborat. **Dr. M. Hohenadel, Dresden-A. Georg Kühne Nachfl.**

STATT ZITRONEN-
saft, der von manchen auf die Dauer nicht vertragen wird und auch nicht immer in unverfälschten Zustand erhältlich ist, wenn man nicht die Früchte selbst kauft, ist
als Kur gegen Rheumatismus
Leber- u. Nierenleiden u. Gallensteine weit vorzuziehen aus frischen Früchten bereitet reich an Fruchtsaft und Nährsalzen, von verdauungsfördernder Wirkung und hohem gesundheitlichen Wert
Klepperbein's Pomeranzensaft
Flasche 2,00 u. 3,50 Mk.
(Letztere zur Kur ausreichend.)
C. G. Klepperbein,
Dresden-A., Frauenstrasse 9.
Gegr. 1707.

Freudsprachl.
Viele Tausende aller Berufszweige verdanken dem Erlernen fremder Sprachen Vorwärtskommen u. Wohlstand. — Kosten freier Rat über die besten Methoden des Selbstunterrichts u. Lieferung der geeignetsten Unterrichts-Briefe bei bequemer Zahlungsweise durch
M. Kupferschmid, München 93
Selbstunterricht

BERLIN
DER KAISERHOF
DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT
GRAND RESTAURANT KAISERHOF
GRILLROOM KAISERHOF
FESTSÄLE KAISERHOF
GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4—6.

12—3 DEJEUNER M. 2,50
6—9 DINER M. 5,—
8—12 SOUPER M. 4,—
TAFELMUSIK

FRANZÖSISCHE KÜCHE ERSTEN RANGES

GRAND RESTAURANT
MONOPOL-HOTEL

FRIEDRICH-STRASSE 100 AM BAHNHOF FRIEDRICHSTR.

NEUE DIRECTION

Herz-Stiefel
mit dem Herz auf der Sohle
berühmt durch Solidität
Eleganz u. vorzügliche Passform.
Engros von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIK A.G.
vorm. Otto Herz & Co.

Nervenschwäche der Männer
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Stottern
de zahlen 3—6 Monate nach Heilung, best. Garantie. C. Buchholz, Hannover 2. Nordmannstr. 14.

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Original Englische Arbeit
MURATTI'S
HIGH CLASS CIGARETTES
Keine Fabrik in Deutschland

Brief an P.P. Liebe.

„. . . . Sie sind befähigt, seelisch Andere zu bestimmen, ihnen durch Ihre Analyse zur inneren Freiheit zu verhelfen. Sie haben rätselhaft Erscheinendes durch die überraschend richtigen Resultate Ihrer feinsinnigen Charakterbeurteilungen aus den eingesendeten Handschriften leicht begreiflich gemacht. Ihre **Eigenkunst** kann den Nimbus entbehren; denn Ihr Talent bestätigen Sie durch Ihre Schöpferkraft, auch wenn die Inspiration einmal versagt. Freilich hat das Tiefe nur ein kleines Publikum . . .“ Denkende Menschen, die Handschriften zur **Beurteilung des Charakters** vorzulegen wünschen, empfangen auf **briefliche** Anfrage kostenfrei Broschüre und Honorarbedingungen. Praxis des **Entdeckers** der **Psychographologie** seit 1890. Adresse:

P.P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg I.

Im herrlichen Zackental!
Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“
(Camphausen)
Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 27.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende. Wintersport. **Nach allen Errungenschaften der Neuzeit** eingerichtet. **Windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr besucht.** Näheres Dr. med. **Bartsch,** dirig. Arzt daselbst oder **Administration in Berlin S. W., Möckernstr. 118.**

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin